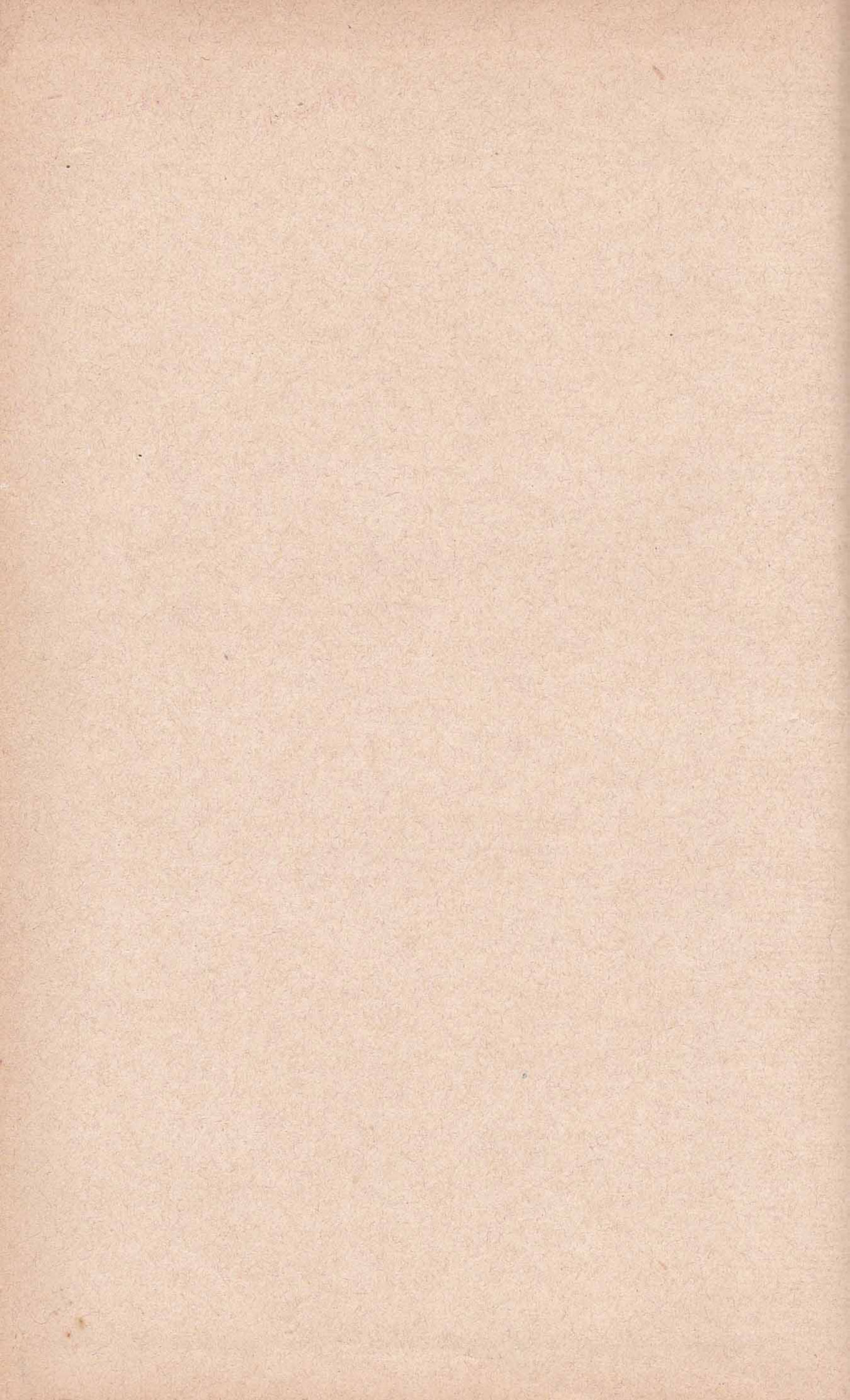
Joseph Joachim,

Erinnerungen eines alten Nachtwächters.







Erinnerungen

eines

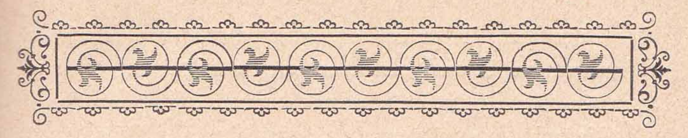
alten Nachtwächters.

Von

Joseph Joachim.

Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1904.

Schweighauserische Buchdruckerei.



I.

Vor fünfundfünfzig Jahren hatte ich schon ein Bein im Grabe; und daß ich trotzdem noch unter den Lebenden wandle — ist das nicht sonderbar?

Damals stand im „Intelligenzblatt" unserer Kantonshauptstadt zu lesen: „Gestern morgens, als vor dem Posthause der Postomnibus nach X. zur Abfahrt bereit stand und der Postillon gerade den Bock besteigen wollte, scheuten infolge eines in der Nähe sich kundgebenden Trommelschlages die vorgespannten Gäule, rannten wie wild die Rathausgasse hinunter. Einem des Weges kommenden Packer oder Magazinier eines hiesigen Handelshauses gelang es, mit kühnem raschem Griffe die von den Gäulen nachgeschleppte Leine zu erfassen und mit mächtigem Rucke jene zum Stehen zu bringen. Dabei kam jedoch der junge Mann selbst zu Falle, geriet unter das Wagenrad und mußte schwer verletzt in das Bürgerspital verbracht werden. Durch seine aufopferungsvolle Tat aber ist unabsehbares Unglück verhütet worden; denn die Rathausgasse mündet in den zu jener Stunde mit Menschen dicht besetzten Gemüsemarkt ein . . ."

Der junge Mann war ich.

Mein rechter Fuß sah fürchterlich zerquetscht aus, desgleichen die rechte Hand. Trotz den angelegten Verbänden litt ich

große Schmerzen. Mein armes Mütterchen kam mich besuchen; sie schwamm in Tränen und wanderte, nach Ablauf der anberaumten Besuchsfrist, trostlos von dannen.

Die mir zu teil gewordene wundärztliche Behandlung mußte nicht die zweckmäßigste gewesen sein. Meine Fieber nahmen eher zu, ebenso die Qualen in den verletzten Gliedmaßen. Nach einigen Tagen trugen sie mich in das Operationszimmer und hielten mir einen mit stark riechender Flüssigkeit getränkten Schwamm unter die Nase. Ich schlummerte ein, und bei meinem Erwachen fühlte ich wenig Schmerz mehr, dagegen im rechten Schenkel ein seltsames Zucken der Nerven, verbunden mit großer Übelkeit und Mattigkeit . . . . Man hatte mir unterhalb des Knies das Bein abgenommen, von der linken Hand Daumen und Zeigefinger.

„Ach, könnt ich doch sterben!" seufzte ich; nahm jedoch den Wunsch gleich wieder zurück. Denn welcher junge Mensch, auch der verstümmeltste, möchte so frühzeitig aus dieser traumhaft schönen Gotteswelt scheiden?

Auch mein Herr Prinzipal kam mich besuchen, er teilte mir mit, daß ein fremder Herr, der sich in jener kritischen Stunde mit seiner Familie in dem Postwagen befunden hatte, mir ein Bargeschenk von hundert Gulden hinterlassen und die Postverwaltung für meine Spitalkosten aufzukommen versprochen habe.

Nach langen, langen Wochen konnte ich endlich aus dem Spital entlassen und, mit einem hölzernen Bein nebst Krückstock versehen, in mein Heimatdorf spediert werden. Auf dem, vor dem Portale haltenden, mit Kissen versehenen Bernerwägelchen befand sich meine liebe Mutter, auf dem Kutscherbrette ein Bauernknecht. Mit Wollust sog ich die lang ent-

behrte frische Landluft, den Duft des sonnigen Maimorgens ein. Die Mutter fragte jeden Augenblick: „Sitzest doch bequem, Pauli, oder tut dir was weh?" Ach nein, ich fühlte auf jener Heimfahrt weder Unbequemlichkeit noch Schmerzen. Frühlingssonnenschein war auch in mein junges Herz gestiegen, dasselbe mit unbestimmten neuen Hoffnungen erfüllend. Ich hätte ein lautes Danklied singen mögen.

Zu Hause angelangt, begann ich doch die Folgen der langen mühsamen Fahrt zu fühlen, mußte mich auskleiden und zu Bette führen lassen, das seit drei Jahren mir nicht mehr als Ruhestätte gedient hatte. Damals, bei der mir gewordenen Anstellung in der Stadt — mit welch' bunten stolzen Plänen hatte ich mich damals getragen und nun kehrte ich als Krüppel in das niedrige, rußige Häuschen zurück!

Die Mutter versuchte zu trösten: „Ach, Pauli, laß doch den Mut nicht sinken; noch lebt der alte liebe Gott, es kann noch alles gut werden." Und ich sagte, ihr zu Gefallen: „Ja, das hoff' ich auch, Mutter!"

Nachbarn und Nachbarinnen, Mitbewohner des Kirchgäßchens, fanden sich ein, die meisten wohl aus bloßer Neugierde. Desgleichen aus dem nahen Bergdörfchen mein Onkel Holzbödenmacher, ein schwärzliches, mürrisches Männchen, das mit meiner Mutter gleich zu zanken anfing: „Ich wollte den Bub zu mir nehmen, ihn mein Handwerk lehren. Aber o nein, mir wollte man ihn nicht lassen; dein Mann und du hattet euch in den Kopf gesetzt, aus dem Jung' was Höheres zu machen. Er mußte mit Aufwand des letzten Bätzleins die Sekundarschule besuchen und hernach in die Stadt gehen in ein Geschäft. Und nun, was ist er geworden, he? Bei mir, an der Werkbank, würd' ihm das nicht passiert sein, ich hab' kein Roß, ich!"

Die Mutter erwiderte: „Mein seliger Wernet meinte es alleweil gut, sowohl mit unserm Jung', als auch mit mir. Und daß es mit dem Pauli diesen Austrag genommen — das war so Gottes Wille, über den wir sündhafte Menschen uns nicht beklagen dürfen . . .“

Auch der Pfarrherr kam mich besuchen. Seine Trostesworte waren offenbar ernsthaft gemeint. Er lieh mir Bücher und schickte mir zu meiner Leibesstärkung sogar zwei Flaschen Edelwein ins Haus.

Bald war ich so weit hergestellt, daß ich mein hölzernes Bein anschnallen und mit Hilfe des Krückstockes kleinere Spaziergänge unternehmen konnte. Die Leute schauten mir neugierig nach; einige von ihnen hörte ich die Bemerkung machen: 's ist doch traurig, so jung noch und so elend zuweg! Was will er nun anfangen?“

Diese Frage legte ich mir selbst auch vor.

In die Stadt, in das Magazin zurückkehren? Unmöglich, mit meinem Stelzfuße und der verstümmelten Hand, unmöglich! Ebensowenig werde ich andere anstrengende Arbeiten verrichten können. Kostete es mich doch schon große Mühe, das Halbklafter Brennholz zu zersägen und zu zerkleinern.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner, besonders wenn ich an meine arme Mutter dachte . . .

Da, eines Herbstabends, als ich just unsere Ziegen fütterte, kam die Mutter mir melden: „Der Herr Ammann ist da, will was mit dir reden — komm hurtig herein!“

In dem schwach erhellten, niedrigen Wohnstübchen stand eine dunkle, dicke Männergestalt, die nach kurzem Gruße mich folgendermaßen ansprach: „Der Nachtwächterruedi ist letzte Nacht gestorben. Und da hab' ich gleich an dich gedacht . . .

und auch im Gemeinderat davon gered't: Das wär ein Posten für dich, Peter!"

„Pauli", wagte meine Mutter zu verbessern.

„Meinetwegen Pauli", brummte der Mann und fuhr in seiner gedrungenen Redeweise fort: „Also die Nachtwächter= und Dorfbotenstelle, mit zusammen hundert*) Franken Lohn, nebst einem Klafter Wachtholz, kostenlos vors Haus geführt. Und Fronferien. Nebstdem noch Briefträger sein, tut ebenfalls fünfzig Franken; ungerechnet die Trinkgelder, wo du dir nebstdem verdienen kannst jahraus und ein, hm, hm! Rechnest alles zusammen, kannst du sehen, daß sich draus leben läßt, wenn auch nicht g'rad köstlich, so doch leben, hm, hm!"

Ich schaute meine Mutter fragend an. Sie mahnte lebhaft: „Sag' Ja, Pauli, ich bitt'! Das Geld wird uns gut tun und du wirst dabei weniger Langeweil haben."

„Nun denn, ja!" erklärte ich nach einigem Zögern; ich tat's meiner Mutter zu Gefallen . . .

Zwei Tage später wurde ich zum Ammann gerufen. Dieser eröffnete mir: „Du bist's also." Er meinte damit: zum Nachtwächter, Dorfboten und Briefträger gewählt. „Hier der Spieß", fuhr er in seiner knurrenden Weise fort, „und dort am Wandnagel der Kaput und das Horn . . . Jede Nacht von elf bis zwei Uhr früh hast du an vier verschiedenen Punkten des Dorfes — du kennst sie ja — die Stund' auszurufen . . . und auf alles wohl acht zu geben. Besonders auf Feuersgefahr und verdächtiges Gesindel. Bettler und verdächtiges Gesindel zum Dorf 'nausweisen, wenn's sein muß mit Gewalt — verstanden? Betreff Briefträgerpflicht mußt du dich an den Postablagehalter wenden . . . Allmorgens aber

*) Alte Währung

kommst du zu mir, dem Ammann, um zu vernehmen, was allenfalls zu verrichten ist. — So, nun weißt du ungefähr alles, hm hm!“ Nun richtete er die Frage an mich: „Wie alt bist eigentlich?“ Und nachdem ich ihm geantwortet hatte: „Einundzwanzig vorbei, Herr Ammann!“ meinte er: „Ein bissel zu jung, hm hm! Wirst dich zusammennehmen müssen, Peter!“

„Pauli, Herr Ammann!“

„Richtig, Pauli! Will's mir nun merken, hm hm!“

Auf dem Rückwege schaute ich mich nochmals um und dachte: Dieser Untervogts Hans, wie er früher genannt wurde — nun begreife ich, daß dieser Untervogts Hans zum Ammann gewählt worden: Das neu erbaute, schöne große Haus, der mächtige Düngerstock im Scheunenhofe und die am Stallstotzen hängenden, glänzenden Roßgeschirre! Und der Mann selbst — wohl nicht der gescheidteste, dafür aber der gewichtigste der ganzen Gemeinde, der sich und sein Haus vor fremden Besuchern sehen lassen darf, o ja! Das Regieren selbst — was wird es in dem einfachen und einfältigen Bauerndorfe wichtiges zu regieren geben? Etwa alle Monate eine Gemeinderatssitzung und jährlich drei, vier Gemeindeversammlungen, das wird ungefähr alles sein und dem Herrn Ammann wenig Kopfschmerz bereiten.

Bei des Kirchmeiers Haus angekommen, wurde ich von der dicken Bäuerin angerufen: „Höre, Nachtwächter! Ich halte morgens die Wäsch, und da solltest du um Mitternacht meine Wäscherinnen aufwecken gehen.“

„Ich? Aufwecken gehen?“

„Ei ja, der selige Ruedi hat das allzeit getan, für ein kleines Trinkgeld, natürlich. Komm herein, sollst ein gutes Gläschen kriegen!“

„Ich danke, ich trinke keinen Branntwein.“

„So? Da tat der Ruedi doch anders!“

Sie zählte mir die Namen der Waschweiber auf und fügte hinzu: „Bei der Hechlermarei mußt halt warten, bis sie aufgestanden ist, die schläft manchmal wieder ein.“

Auch der unter der Stalltür stehende Gäßlibauer winkte mich zu sich heran und sagte: „Will morgens mit meinem Jungfuchs nach der Stadt, auf den Roßmarkt fahren. Und da wär mir lieb, wenn du mir etwa um halb zwei Uhr ans Fenster klopfen kämest, dort an das unterste Fenster rechts — siehst? Auf den alten Ruedi war in den letzten Jahren wenig Verlaß mehr, du aber bist jung und kein Schnäpseler.“

Und meine Nachbarin Wagnergret trug mir auf: „Geh' doch während der Nacht mit deinem Laternchen mal in unsern Säustall zünden und lug, ob etwa die Moor*) am Ferkeln**) ist, Pauli! Letzte Nacht war ich schon aufgeblieben, nun aber möcht ich doch ein wenig schlafen. Und auf meinen Dursli“ — sie meinte damit ihren Mann — „kann ich nicht zählen, der gruchst***) allzeit; ebensowenig auf den Bub, den Schlafkopf.“

„Diese Aufträge waren mir anfänglich sehr zuwider. Doch trugen sie mir armen Burschen dann und wann ein Trinkgeld ein. Und was tut man nicht des lieben Brotes willen, vorausgesetzt, daß das Gewerbe ein ehrliches ist!“

Meine einzige Sorge war: Wenn nur nicht etwa ein Bekannter aus der Stadt mich in der Nachtwächteruniform antrifft: Gleich aber kam mir der beruhigende Gedanke: Wie

*) Mutterschwein.
**) Junge werfen.
***) kränkelt, eigentlich klagt.

sollte ein Städter sich in ein solch entlegenes Bauernnest verirren? Fast undenkbar!

Die Leute rühmten von mir: „Der ruft und singt doch ungleich schöner, als der Alte getan, der zudem, wenn er zu tief ins Gläschen geschaut, auf dem Ohr liegen geblieben ist.“

Mancher Bursche, der zu tiefnächtlicher, lauschiger Stunde an eines Mädchens Kammerfensterchen pochen ging, flüsterte mir zu: „Verrat' mich nicht, Pauli, am Sonntag zahl' ich dir eine Maß — gehört?“

Während der guten Jahreszeit war mein Dienst kein sehr beschwerdevoller zu nennen. Es rückte jedoch der Winter heran mit seinen stockdunkeln Nächten, Stürmen und Schneefällen. Der Ammann war gütig genug, mir zu gestatten: „Wann Weg und Steg auch gar zu arg verschneit sind, brauchst deine Touren nicht zu machen, Wächter!“

Auch erwies die Mutter mir die zärtlichste Fürsorge, heizte jeden Abend neuerdings den Stubenofen, stellte ein Töpfchen Thee und Milch in das warme Ofenrohr, vermied des Morgens, wenn ich den versäumten Schlaf einigermaßen nachholend zu Bette lag, jedes unnötige Geräusch, und ließ mich zumeist ruhen bis in den hellen Tag hinein.

Anfänglich empfand ich auf meinen nächtlichen Dienstgängen eine angeborne große Scheu vor den Hunden. Und mein Heimatdorf war bekannt als ein eigentliches Hundenest; beinahe kein Haus, das nicht von einem Kläffer bewacht wurde; so daß die Nachbarn spotteten: „Die Xer Bauern trauen einander trotz aller Frömmigkeit selber nichts Gutes zu, kennen sich halt!“ Doch ließen mich die Köter, nachdem ich ihnen mittelst meines Krückstockes einige derbe Lektionen erteilt hatte, respektvoll in Ruh; die größern und edlern Exemplare

Hundevieh waren, wie mich die Erfahrung lehrte, schon weit weniger zu scheuen oder zu fürchten.

Manchmal, wenn ich durch die Dorfgassen stelzte, hörte ich die Leute mitleidig ausrufen: „Ein solch großgewachsener doller*) Bursch' und so arg struppiert!" Junge Frauen und Mädchen fügten sogar hinzu: „Und so hübsch, wie schad!" Dann überkam mich eine große Traurigkeit und Niedergeschlagenheit. Nach und nach jedoch verstummten jene Bemerkungen, und ich selbst gewöhnte mich mehr und mehr, wie an meine dienstlichen Obliegenheiten, so auch an meine Invalidität.

Der Postbotendienst gab zu damaliger Zeit noch wenig zu schaffen. In der Woche zweimal Bestelldienst; Vertragen der vier, fünf Zeitungen und ungefähr ebenso vieler Briefe. Und jedesmal kriegte ich in der Pfarrhausküche ein Glas Wein eingeschenkt, bei Abgabe von Geldsendungen sogar ein Trinkgeld verabfolgt.

II.

„Gut' Tag, Herr Ammann!"

„Tag!"

„Was auszurichten?"

„Hm, ja!" oder „Hm, nein!"

Das wiederholte sich zwischen mir und unserm Gemeindevorsteher — eigentlich sollte ich letztern voransetzen, doch auf dem Lande nimmt man's in dieser Hinsicht nicht so genau — jeden Morgen jahraus und ein.

Manchmal war der Ammann in Geschäftssachen früh verreist, in welchen Fällen seine Eheliebste mir die etwaigen

*) Stattlich gewachsener.

Befehle ausrichtete. Sie war, im Gegensatze zu ihrem dickleibigen Manne, eine schmächtige, bläßliche Frau mit gebildeten Manieren, und die Sanftmut und Herzensgüte selbst. Nie zuvor hatte ich eine Weibsperson gesehen, die durch alle ihre Worte und ihr Benehmen so für sich einnahm, wie diese Frau Helene. Ihre Dienstboten brachten ihr die selten große Verehrung entgegen und wetteiferten, sich ihr gefällig zu erweisen. Sie war eben kein Geschöpf grober, bäuerischer Sorte, sondern im nahen Amtsstädtchen geboren, vor dessen Südtore ihr Vater ein mittelgroßes Landgut bewirtschaftete und seinen Kindern eine bessere Bildung hatte angedeihen lassen. Ich erinnerte mich noch, wie Leute sich damals darüber aufhielten, wie das hübsche, zarte Mädchen sich hatte entschließen können, dem groblächtigen Bauernsohne die Hand zu reichen. Aber eben die sehr gute Versorgung, und die eigene, gering zu nennende Aussteuer!

Des Ammanns besaßen zwei Kinder, beides Knaben. Der ältere, Namens Otto, hatte von seinem Vater die derbe, breite Gestalt, Erhard dagegen den schlanken Wuchs und die feinen Gesichtszüge seiner Mutter geerbt. Otto war soeben der Schule entwachsen, und es wurden Anstalten getroffen, um ihn auf einige Zeit noch ins Welschland zu schicken. Sein Vater mochte denken: Des Ammanns Sohn sollte doch ein wenig mehr lernen und wissen, als die gewöhnlichen Bauernbuben.

Eines Morgens, als ich länger als sonst auf das Erscheinen des Gemeindevorstehers warten mußte, konnte ich von der Bauernstube aus hören, wie in der Küche nebenan zwischen dem Viehknechte Seppli und der jungen Hausmagd folgendes Zwiegespräch stattfand:

„Dir ist vielleicht nicht bekannt, Vroni, daß ich auch Französisch kann.“

„Du?“

„Ja. Bin ich doch fast einen ganzen Sommer hinten in den welschen Bergen gewesen, im Heuet. Dabei konnt' ich schon ein bissel die Sprach' lernen. Sogar französisch pfeifen konnt' ich, was noch weit schwieriger ist, hihihi!“

„Ei, ei!“

„Weißt du, was Bäht*) heißt und Tetgarreh**)? Diese Titel geben die Welschen uns Deutschen, wenn sie uns schmeicheln wollen, hihihi!“

„Wie gelehrt du bist, Seppli, man würd's deiner Nase gar nicht ansehen.“

„Ja, gelt? . . . Und Mami***) — ich sagte mal zu der Tochter des Hauses Mami, und kriegte dafür eine Watsche. Diese kriegt' ich halt dafür, weil ich der Margret einen Schmatz geben wollte und just die böse Alte dazu gekommen war. Denn weißt, dazumal war ich noch jung und hübsch.“

„Du und hübsch? Nein, da muß ich doch lachen —“

„Denn das war eh' ich von den maledeiten Blattern heimgesucht worden . . . Aber deshalb darfst mich eineweg ein bissel lieb haben, Vroni!“

„Das will ich ja, doch bloß von weitem . . . Aber komm' mir nur nicht zu nah, sonst könnt's dir ergehen, wie bei der welschen Mami — nimm dich in acht, Bursch!“

Das Gespräch brach plötzlich ab, ich hörte den Melker eiligst die Küche verlassen. Denn draußen im Hofe ließ sich

*) bête.

**) tête carrée.

***) M'mie.

die tiefe, rauhe Stimme des Ammanns vernehmen: „Das Vieh im Stall murrt — wo steckt denn der Seppli?“

Ich selbst erhielt den Befehl: „Gemeinderat bieten — auf heut' abend!“

Erst spät erinnerte ich mich, daß selbigen Tages keine Schule gehalten worden war und das Lokal noch geheizt werden mußte. Und ehe ich mit dieser Arbeit fertig geworden, rückten auch schon die Gemeinderäte ein. Ich zog mich in den dunkeln Ofenwinkel zurück. Auch schien meine Anwesenheit die Männer durchaus nicht zu genieren.

Der Ammann eröffnete die Sitzung mit der Nachricht, daß der Pfarrherr sich neuerdings über die Kirchenorgel beklage, deren elendes Seufzen, Glucksen und Quieken ihn in seinen gottesdienstlichen Handlungen störe und entweder die Anschaffung eines neuen Musikwerkes oder aber die Reparatur des alten Kirchenmöbels anbegehre.

Die Gemeinderäte schnitten bedenkliche Gesichter, kratzten sich die Schädel und rutschten auf ihren Stühlen unschlüssig hin und her.

Endlich ließ sich der Statthalter vernehmen: „Eine neue Orgel anschaffen — was mag das kosten?“

„So vier- bis fünftausend Franken, denk' ich“, lautete des Ammanns Bescheid.

„Fünf—tauf—end Franken? Das vermögen wir nicht!“

Und die übrigen Mitglieder des Ratskollegiums stimmten kopfschüttelnd bei: „Nein, das vermag unser Kirchensäckel nicht!“

„Müßten halt eine Kirchensteuer einführen.“

„Steuer? Was würde die Gemeinde dazu sagen? Ist bald erraten. Nähä, würd's heißen.“

„Und um von der Sach' zu reden: Die Leut sind unser Orgelspiel längst gewöhnt, mich selbst hat's noch niemals unschön gedünkt."

„Mich auch nicht!" klang es in der Runde. „Man hat noch gar keine Klage gehört, als just von dem Pfarrherrn; und etwa vom Schulmeister, weil einige Pfeifen nicht mehr gehen wollen — Kleinigkeiten!"

„Oder noch besser gesagt Wunderlichkeiten und Zwängerei, um die Gemeinde in unnötige Kosten zu bringen."

„Diesen Bescheid darf ich aber dem Pfarrherrn nicht überbringen", erklärte der Ammann. „Da soll ein anderer gehen, hm hm!"

Der Rankhofjoggel wußte Rat. „Der Drechslerfränzel", sagte er — „meine Wälderuhr hat nicht mehr gehen wollen. Da ließ ich den Drechslerfränzel kommen, und der brachte sie um wenig Batzen wieder in Ordnung."

„Und mir hat er die Fruchtroule*) repariert — schafft wieder wie neu."

„Und meiner Alten ein Spinnrad."

„Der Fränzel kann alles, sogar Mundharflein flicken. Wie sollte er nicht auch unsere Kirchenorgel, wo doch nicht so finzelig**) ist, wieder zurecht machen können? Jedenfalls wird das uns ungleich weniger kosten, als wenn wir einen Fremden kommen lassen, der die Hälfte Zeit im Wirtshaus hocken und fürnehm leben tät. Während der Fränzel mit ein paar Schnäpschen sich begnügen tut . . ."

Wohl äußerte der Ammann einige Bedenken. Doch trugen die Sparsamkeitsrücksichten im Rate den Sieg davon; mit

---

*) Getreideputzmaschine.

**) fein.

Stimmenmehr wurde beschlossen, den Drechslerfränzel mit der Orgelreparatur zu betrauen . . .

Als der Pfarrer von diesem Beschlusse Kenntnis erhalten, soll er laut aufgelacht und vergnüglich ausgerufen haben: „Recht so, nun bekomm' ich doch eine neue Orgel, gewiß!"

Der Ammann aber fuhr seinen Ältestsohn ins Welschland.

Ich hörte den Seppli zu der jungen Hausmagd sagen: „Wenn der Otto mal wieder nach Haus' kommt, werden ich und er nur noch auf französisch mit einander reden:

„Mafoa und Wui, hi hi hi!"

„Jedenfalls wirst du nichts davon verstehen, Mädchen."

„Wohl du selbst auch nicht", gab jenes neckisch zurück.

Die Ammännin wischte sich eine Träne aus den Augen und seufzte fromm: „Behüt' ihn Gott! Möge der Jung' dereinst so gesund an Leib und Seele nach Haus' zurückkehren, wie er von dannen gereist ist!"

Sie teilte mir mit, daß ihr Hardle*) sich täglich ins Pfarrhaus begebe, um lateinische Stunden zu nehmen. „Denn er soll nächstes Jahr studieren gehen, um geistlich zu werden. Lernt so überaus leicht, der Hardle, frei zum erstaunen; und ist auch sonst ein solch' guter, folgsamer und freiner . . . ."

Es war leicht zu erkennen, daß der jüngere Sohn ihrem Mutterherzen am nächsten stand.

Drei volle Tage und Nächte blieb unser Dorf ohne sichtbare weltliche Obrigkeit; doch fühlte man wenig davon. Die Bauern droschen ihr Getreide oder fuhren in den Wald, das Vieh fraß und gab seinen Nutzen ab, wie zuvor. Gut, und

---

*) Erhard.

daß über diesen Umstand nicht näher nachgedacht wurde, es hätte dem Ansehen des Gemeindeoberhauptes Eintrag tun können.

Eines Frühmorgens wurden meine Mutter und ich aus dem wohligen Schlaf geweckt. Es war die Nachbarin Wagnermarei, welche wehklagte: „Der Wernet, mein Mann — denkt euch, der Wernet ist gestorben! Wohl kränkelte er schon längere Zeit, doch dachte ich nicht, daß es gefährlich sei . . . . Ist allzeit ein heimlicher und eigensinniger Mann gewesen, und nun tut er gar noch sterben, ohne mir ein Wort davon zu sagen, liegt, als ich erwache, starr und kalt neben mir im Bett!"

Erst jetzt, nachdem er für immer die Augen geschlossen, gelangte die Wagnerin zur Erkenntnis, welch arbeitsamen, häuslichen und äußerst gutmütigen Ehemann sie besessen, der mit Lammesgeduld all ihre Keifereien ertragen und niemals ein Klagewort von sich gegeben hatte, während ihr Sohn das Gegenteil war. „Sie wird es schon noch erfahren müssen, welch trägen und trotzigen Schlingel sie ihren Bub hat werden lassen!" glaubte meine Mutter voraussagen zu können.

Mein halbjährliches Gehältlein war verfallen, schon seit vier Wochen. Ich begab mich zum Gemeindeseckelmeister, Länggaßbauer genannt, erhielt jedoch den unerbaulichen Bescheid: „Geld? Geld hab ich bloß noch etwa fünfhundert Franken in der Kasse, und muß doch zuerst den Weiherhofbauer zahlen für das Halten der Wucherstiere und dem Pfarrherrn seine Kompetenz, sowie dem Schmied seine Rechnung. Darum wirst du noch eine Weil warten müssen, Wächter!" Ich wagte einzuwenden: „Die Reichen, däucht mich, könnten sich doch eher gedulden. Meine Mutter aber wollte sich aus dem Gelde eine zweite Ziege anschaffen." Was trug mir diese Bemerkung ein?

Ein gleichgültiges Achselzucken und ein erneutes: „Mußt halt warten, Wächter, bis ich mehr Geld hab!“

Wie bereits angedeutet, erhielt ich öfters private Aufträge, die mit meinem Nachtwächterdienste in keinerlei Beziehung standen und welche ich gleichwohl nach Möglichkeit zu verrichten strebte. Aber es gab Fälle, wo ich zum Erstaunen der Leute nicht gefällig war. So als der Schübelbauer mich mit dem folgenden Umstande bekannt machte: „Dem Urechchristeli“, erzählte er mir, „hab ich das Haus verboten, der braucht unserer Lise nicht nachzustreichen, da sie weit Reichere kriegen kann, als nur so einen Halbbauernsohn. Was tut aber das freche Bürschchen? Kommt nächtlicherweis' an des Mädchens Kammerfenster 'naufklettern, weiß halt, daß ich wegen meiner Gsüchti*) nicht an die kalte Nachtluft 'raus wachen gehen darf.“ Und nun stellte er das Ansinnen an mich: „Du aber, Pauli, sollst genau aufpassen und, sobald du den Christeli um mein Haus herumschleichen siehst, es mir gleich melden kommen!“ Da versetzte ich trocken: „Mag nicht, hütet Ihr Eure Töchter selbst, ich mag nicht!“ Ebensowenig mochte ich trotz dem in Aussicht gestellten Trinkgeld, den Auftrag des Krummackerlipp vollführen: „Geh' zu des Hofwiesers Mädchen und sag' ihm, wenn es nicht aufhöre, unsern Nazi einzuziehen, ich der Sach' schon ein End' machen werde — gehört?“ — „In solche Dinge mische ich mich nicht!“ gab ich zur Antwort.

Desto bereitwilliger kam ich dem Wunsche des Hübelibäckers nach, auf seinen Holzvorrat, der nächtlicherweile von unbefugter Hand heimgesucht worden, acht zu geben. Auch war ich so glücklich, den Frevler auf frischer Tat zu ertappen. Es

*) Rheumatismen.

war des Bäckers, wegen angeblicher Mißheirat verstoßener eigener Sohn, der selbst kein Brennholz besaß und doch feuern mußte: Ich hütete mich wohl, den armen Kerl zur Anzeige zu bringen. War das Mitleid übel angebracht? Ich glaube nicht.

III.

Dem ihm gewordenen ehrenvollen Auftrage gemäß hatte der Drechslerfränzel beim Wiedereintritt der besseren Jahreszeit sich wirklich an die Reparatur der Kirchenorgel gemacht, die innern Bestandteile derselben herausgenommen und damit beinahe sämtliche Sitzbänke der abgesperrten Empore überlegt. Zwei volle Wochen flickte, feilte, leimte und pappte er an den fehlbaren Stimmregistern, Pfeifen und Flöten herum und versuchte alsdann, die Dinger wieder kunstgerecht in das Gehäuse einzufügen. Doch mußte er schon während dieser Arbeit zur Einsicht gelangt sein, daß er sich bei dem übernommenen Auftrage in seinem Wissen und Können überschätzt hatte, daß zwischen einer „Fruchtrönnle“ und einem Orgelwerke hinsichtlich der Konstruktion doch etwelcher Unterschied bestehe. Die Folge davon war, daß er alles liegen ließ und sich unsichtbar machte. Ich erhielt den amtlichen Auftrag, nach dem Unglücklichen auf die Suche zu gehen. Erst am dritten Tage gelang es mir, ihn in der entlegenen Waldschenke „Zum Schnepfen“ aufzufinden. Dort saß er, vor sich eine geleerte Branntweinflasche, am Ofentischchen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn vom Schlafe aufzuwecken. Die Antwort aber, die er mir zu Handen des löblichen Gemeinderates gab, verbietet mir der Anstand, hier wiederzugeben. . .

Ein Fachmann wurde herbeigerufen. Sein Bericht lautete: „An der alten Kirchenorgel ist jegliche erfolgreiche Reparatur

unmöglich geworden.“ Ein zweiter Experte gelangte zu demselben Schlusse. Es blieb also der frommen Pfarrgemeinde nichts anderes übrig, als nun doch in den sauern Apfel zu beißen, nämlich ein neues Musikwerk zu bestellen.

„Habt ihr gesehen, wie der Pfarrherr bei dem schlimmen Bericht hat vergnügt lächeln mögen?“ sagte der Statthalter zu den übrigen Gemeinderäten.

Eines Tages hatte ich der Ammännin ein schweres Postpaket zu überbringen. „Eine neue, feine Tuchkleidung für den Hardle!“ verriet sie mir. „Reist nämlich nächste Woche fort, in die Klosterschul'. Darum auch kam meine Schwester heut' auf Besuch. Du weißt vielleicht, daß ihr Mann im Amtsstädtchen Posthalter ist und sie selbst einen Spezereiladen hält. Sie hat nur ein Kind, ein fünfjährig Mädchen — guck, dort drauß' im Garten ist's, beim Hardle — gelt wie wunderhübsch, wie man selten eines sieht!“

Im Begriffe, mich zu entfernen, rief mich der aus der Nebenstube tretende Ammann zurück mit den Worten: „Bleib' noch ein Weilchen, Pauli! Hab' mit dir zu reden . . . War gestern im Städtchen, in Geschäften, und da sagte mir der Oberamtmann: „Das Schreiben, welches ich neulich von eurem Gemeinderat erhalten, ist gar nicht zu verstehen — darf der Mann, der so was abfaßt — so elend abfaßt, sich Gemeindeschreiber nennen?“ Ich antwortete: Er, der Klaus Meyer bekleidet den Posten schon seit Jahren, ohne daß sich jemand darüber sonderlich beklagt hat, hm hm! Ich durft' ihm nicht sagen, daß wir vordem einen gehabt hatten, der gar nicht schreiben konnte, sondern alles durch seine Frau hat verrichten lassen müssen — der Weiherhannes. Meinen halt, unsere Bauern, mit der Ehr', Gemeindeschreiber zu heißen, sei's schon

getan, bedenken nicht, daß, wenn einer nichts kann, der Ammann darunter zu leiden, nämlich sich zu schämen hat, hm hm! Ließen auch keinen Mindern zu, an den Posten, auch wenn er's zehnmal besser könnt . . ."

Ich dachte bei mir: Wo soll das hinaus? Nun bekam ich's zu hören: „Ich hab mit dem Gemeindeschreiber bereits darüber gered't", fuhr der Ammann fort, „und er ist damit einverstanden: Du, der besser geschult worden, sollst ihm in schwierigen Fällen mit der Feder aushelfen, Pauli, dafür wird er dich löhnen zu deiner Zufriedenheit, hm hm!" —

Einige Wochen später erhielt ich unerwarteten erfreulichen Besuch. Es war der Geschäftsreisende des Handelshauses, in welchem ich bis zu dem erlittenen Unfalle in Dienst gestanden hatte. Er erkundigte sich in teilnehmender Weise nach meinem Befinden und meiner nunmehrigen Beschäftigung.

„O", erwiderte ich, „für mein Auskommen ist hinlänglich gesorgt. Ich repräsentiere die Polizeimacht des Dorfes. Bin Nachtwächter, Briefträger und Dienstmann, Dienstmann für alles; dazu noch gelöhnter Gemeindeschreiber ohne Titulatur. Auch habe ich mich im Haarschneiden und Rasieren versucht, verdiene mir Samstag abends und Sonntag morgens mehrere Bätzlein und empfinde vor dem Knistern der rauhen Bartstoppeln unserer Bauern schon kein Grauen mehr."

Herr Lienhard lud mich zu einem Glase Wein in den „Ochsen" ein, wo er seine Equipage eingestellt hatte. In der Gaststube befand sich außer einigen auf den Wirtstischen herum spazierenden Hühnern niemand. Endlich, nach etlichem Rufen, kam die dicke Frau Wirtin hereingewatschelt. Sie musterte das Federvieh zur Stube hinaus, wischte mit ihrer schmutzigen Schürze den Tisch ab und entschuldigte sich: „Wir haben die

Wäsch', und mein Mann hat in Geschäften fortgemüßt." Herr Lienhard fühlte sich veranlaßt, sein Trinkglas erst mit dem Taschentuche auszureiben; den Wein dagegen fand er recht passabel. „Nur wenig Wasser drin", meinte er, „man trifft's da und dort noch schlechter." Es erschien der „Napolitanerköbel", ein pensionierter alter Soldat, dessen große Nase so purpurn gefärbt war, daß man hätte vermuten können, sie müsse in der Finsternis förmlich leuchten. Er bestellte sich sein „Ordinäri", bestehend aus einem Halbschöpplein stinkenden Branntwein; mit zitternden Fingern hob er das Gläschen zum Munde, leerte es auf einen Zug und leckte sich wohllüstig die bärtigen Lippen. Er befahl ein zweites „Gütterlein", und als die „Ochsin" nicht willfahren wollte, überhäufte er sie mit den zornigsten gröblichen Schmähungen — „Schlang", „Drache" u. s. w., bis sie endlich willfahrte, zugleich aber beifügte: „Wenn aber noch ein Wort sagst, Köbel, ruf' ich den Knecht, damit er dich hinauswerfe — verstanden?"

Herr Lienhard fuhr von dannen. Die Hausmagd der Ochsenwirtin kam herausgehuscht und raunte mir ins Ohr: „Ich komme heut' abend zu dir, Pauli, du solltest mir eine Gefälligkeit erweisen."

Die „Gefälligkeit" bestand darin: Der Trine ihr Schatz stand im Militärdienst, und ich hatte ihm in ihrem Namen ein Briefchen zu schreiben . . .

Derartige Aufträge wurden mir öfters zu teil, auch von Burschen. Die Ausführung derselben, sowie die dabei beobachtete Verschwiegenheit trug mir manches Bätzlein ein und machten mich zum Träger ebenso mancher süßer Geheimnisse.

Des Statthalters Tochter hatte ich sogar ein „gereimtes" Gedicht zu verfassen und möglichst schön auf ein mir zur Ver-

fügung gestelltes kremenzeltes Böglein Papier niederzuschreiben, behufs Versandt an einen in der Stadt wohnenden Gasthofportier. „Aber kein Mensch darf darum wissen, meine Mutter schon gar nicht!“ schärfte sie mir ein. „Er ist ein solch hübscher und gebildeter und braver und verdient sich so massenhaft Geld, mein Emil“, fügte sie mit glücklichem Lächeln hinzu. Das Gedicht gab mir viel zu schaffen, besonders das Reimen und doch fühlte sich die Bestellerin von dem poetischen Meisterstück ungemein befriedigt, davon zeugte das blanke Guldenstück, welches sie mir in die Wamstasche gleiten ließ.

Die Mutter sagte: „Jedermann rühmt deine Dienstfertigkeit, Pauli! Auch sind die Leute dafür dankbar. Des Teilhöfers Mareili brachte mir gestern abend ein Armkörbchen voll herrlichen Dörrobstes und für dich apart ein geräuchertes Schweinszünglein, denk! Du darfst also mit deinem jetzigen Leben — ich wollte sagen mit deinem Schicksal — ordentlich ausgesöhnt sein — wie!“

Ich nickte bejahend, ihr zu Gefallen. In meinem Herzen jedoch nährte ich immer noch die Hoffnung, meine linke Hand werde doch noch gesunden und mir gestatten, die Nachtwächterstelle an eine zusagendere, lohnendere zu vertauschen.

Wohl hatte der Herr Amtsschreiber anläßlich einer in hiesigem Dorfe abgehaltenen Liegenschaftsversteigerung mir in seinem Bureau die Kopistenstelle angeboten. Wie aber mit der vierhundertfränkigen Lohnung uns beide an einem fremden Orte ehrlich ausbringen? Unmöglich! Denn von meinem lieben alten Mütterchen konnte und wollte ich mich nicht mehr trennen.

Es folgte für die gesamte Kirchgemeinde ein großes Fest: Die Einweihung der neuen Orgel. Ei, wie das von Meister-

hand gespielte glänzende Musikinstrument herrlich klang, bald majestätisch rauschend durch das frisch geweißelte Gotteshaus, bald in leisen melodischen Akkorden dem Ohre schmeichelnd, dann gewitterhaft dahinrollend, furchtsame Gemüter erschreckend. Selbst grämige holzige Bauern mußten auf dem Heimwege gestehen: „Ja, das ist doch was anders, das große Geldopfer schon wert!"

Des darauffolgenden Sonntags aber, als der alte Schulmeister wieder die Orgel „schlug", da schüttelten die andächtigen Zuhörer enttäuscht und unzufrieden die Köpfe. „Das ist ja schon gar nicht mehr die neue herrliche Orgel!" hörte man brummen. „Oder aber kann der Schulmeister nichts, halt gar nichts, da sieht man!"

Das plötzlich abschätzig gewordene Urteil der Leute über sein Orgelspiel veranlaßte den im Schuldienst ergrauten Pädagogen, früher als er beabsichtigt hatte, sein mühevolles Amt zu quittieren. Seine ökonomischen Verhältnisse waren übrigens derart, daß er auch ohne das Schulmeistergehältlein von dreihundertfünfzig Franken*) ziemlich sorgenfrei leben konnte.

Und schon wenige Wochen später fand sich ein junger Nachfolger ein, der auch, damals noch eine Seltenheit, in musikalischer Beziehung Ordentliches zu leisten imstande war. Man wußte: der Pfarrherr hatte ihn sich ausgesucht und zur Annahme der Stelle bewogen. Den Bauern erschien er nur zu gelehrt und zu aufgewichst; hatte sich sogar ein Schnurrbärtchen wachsen lassen — sollte man das dulden? Offene Beschwerde darüber wagte man freilich nicht zu erheben. Denn der junge Schulmeister erhielt — etwas Unerhörtes — im

---

*) alter Schweizerfranken.

Pfarrhause die Kost, war, wie nachträglich bekannt wurde, ein entfernter Anverwandter des Pfarrherrn . . .

Zudem geschah etwas, wohl geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit von des Schulmeisters Schnauzbärtchen für einige Zeit abzulenken: Zwei Burschen aus dem Nachbardorfe, die eines Sonntagsnachts zu des Gerberchristelis Mädchen „kilten" gekommen, wurden auf ihrem Heimwege angefallen und auf solch' grausame Weise mit Schlägen traktiert, daß der eine derselben liegen blieb.

Der Unglückliche starb zwar nicht; doch werde derselbe, so lautete der gerichtsärztliche Bericht, infolge der erlittenen unmenschlichen Mißhandlung wohl zeitlebens krüppelhaft bleiben.

Und als Täter waren angeklagt und gefänglich eingezogen worden des Statthalters Gusti, des Muldenhöfers Koni und des Untervogts Hans, Söhne aus angesehensten und stolzesten Bauernfamilien.

Sie wurden zwar von ihren Vätern „herausgebürgt", auch hatte mittelst einer sehr bedeutenden Geldsumme eine Abfindung mit der Zivilpartei stattgefunden. Noch aber stand die nicht zu umgehende Aburteilung des Falles durch das Strafgericht bevor.

Das Urteil lautete für sämtliche drei Attentäter: zwei Monate Gefängnis samt Tragung der Kosten. . . Und das nicht endenwollende Gerede der Leute, wovon viele ihre Schadenfreude nicht verbergen konnten.

Der Muldenhöfer polterte: „Zu meiner Zeit" — er meinte damit seine eigenen Burschenjahre — „ist so 'was öfters vorgekommen. Fremde Kiltbuben sind allzeit geklopft worden, so gut unsereiner, wenn man nachts in ein fremdes Dorf sich wagte, darauf gefaßt sein mußte, auf die Läus' und

obendrein ein kaltes Bad zu kriegen — man kann jetzt noch auf meinem Schädel die haarlosen Narben sehen. Aber damals würde man sich geschämt haben, deswegen Klag' anzuheben, sondern die Dorfburschen faßten den Vorsatz, die erhaltenen Schläge möglichst heimzuzahlen. — Heimzahlen macht wett!" Und der Statthalter: „Wären wir Alten von der Regierungspartei, man würde mit unsern Buben wohl weit gelinder verfahren sein, o ja! Aber wir werden es ihnen gedenken bei den nächsten Wahlen schon, gewiß!"

Mir selbst war aus dem Vorfall die Unannehmlichkeit erwachsen, daß ich auf meinen Briefboten- und andern dienstlichen Gängen fast in jedem Hause mit den Fragen bestürmt wurde: „Was geschieht da wegen der Schlägerei? Was sagt der Ammann, was sagen die Alten?" und die Leute mir vorwarfen: „Du weißt es gewiß, Pauli! Schäm' dich, uns gegenüber so heimlich zu tun!"

Und als gerüchtweise bekannt wurde, die ihre Strafe absitzenden drei Großbauernsöhne hätten aus Übermut die sämtlichen „Möbel" des Gefängnislokals in „Kreuzstöcke" geschlagen und dafür zwei Wochen Zusatzstrafe erhalten — nein, seit Jahren hatte der Dorfklatsch sich solch reichlicher Nahrung nicht mehr zu erfreuen gehabt. Dazu die Äußerung, welche des Kirchmeiers Annele, zum großen Ärger ihrer Eltern, getan haben sollte: Der junge Schulmeister sei ein so hübscher, manierlicher und gescheiter — er müßte ihr weit besser gefallen, als die grobprotzigen Bauernburschen all' . . . Mußten diese Worte des angesehenen schönen Mädchens nicht Aufsehen erregen?

Dann geschahen aber noch ungleich wichtigere, insbesondere das ältere Geschlecht in hohem Grade interessierende Dinge . . .

IV.

Man zählte 1847. Die Obstbäume bogen sich förmlich unter der Last der Kirschen und Pflaumen, Äpfel und Birnen, und die Reben hingen voller Trauben, wie seit vielen Jahren nicht mehr — nämlich in den Weingegenden, bei uns gedeihen an der Staude bloß Hagebutten- und andere gemeine Beeren. Ein außerordentliches Geratjahr auch hinsichtlich des Graswuchses und Getreidebaues. Nur schade, daß es so oftmals regnete; es regnete den ganzen Sommer beinahe jeden andern Tag.

Gewitterhaft sah es auch am politischen Himmel aus. Selbst in unserm stillen und unaufgeklärten Bauerndorfe hörte man, zumal an den Wirtstischen, von „Sonderbund“ schwatzen; freilich ohne daß die Leute von dem Worte sich den richtigen Begriff zu machen, noch weniger die Konsequenzen, die jenes unselige Bündnis notwendigerweise nach sich ziehen mußte, zu erfassen vermochten.

Wohl stand in der Zeitung zu lesen, daß die eidgenössische Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten aus Luzern, sowie die Aufhebung des von den sieben Kantonen eingegangenen Sonderbündnisses verlangt und mit Gewaltmaßregeln gedroht habe. Doch wie gering war die Zahl der von der Dorfbewohnerschaft gehaltenen Zeitungen — nicht einmal ein Halbdutzend — und wie wenige besaßen die Fähigkeit, sie verständnisvoll zu lesen! Außerdem hatten unsere Bauern so viel mit der von der schlechten Witterung beeinträchtigten Getreideernte und den ebenfalls sehr schwierig gewordenen Herbstarbeiten zu schaffen, daß sie nicht auch noch mit höhern politischen Dingen sich zu befassen Lust und Muße fanden. Und

wie viel gab die in erschreckendem Maße aufgetretene Fäulnis der Kartoffeln, ein Ausfall, der durch den reichen Obstsegen keineswegs gedeckt wurde, zu denken und zu fürchten.

Da erging plötzlich die Kunde landauf und ab, lief auch durch unser stilles Tal: Krieg!

„Was? Krieg?“ riefen unsere Leute erstaunt.

„Die h. Tagsatzung hat den Krieg beschlossen gegen den Sonderbund; derselbe kann losgehen über Nacht.“

Ich hörte den Ammann entrüstet ausrufen: „Und die Gesandten unseres Kantons, wo doch das Volk mehr als zur Hälfte aus Katholiken besteht, haben ebenfalls dazu gestimmt? 's ist eine Schand' und wird eine Schand' bleiben in Ewigkeit!“ Und die übrigen Bauern sprachen es ihm zornig nach: „Ja, ja, sie sollten sich schämen! Aber eben — wer regiert in unserm Kanton? Die „Neuen“, wo keine Religion im Leib haben!“

Und als jenes denkwürdigen Novembermorgens das militärische Aufgebot eintraf für sämtliche Waffengattungen zum sofortigen Einrücken — welch ein Lärm im ganzen Dorfe, welch ein Schimpfen und Jammern der Familienangehörigen überall. Gab es doch kaum ein Haus, aus welchem nicht einer ziehen mußte, Vater, Sohn oder Bruder, ungewissen schrecklichen Kriegsgefahren entgegen.

Die Fischerjörin gebärdete sich gleich einer Löwin, der man ihre Jungen entreißen will. „Ich laß meine Buben nicht fort — meine Buben sollen nicht auf die Schlachtbank geführt werden, ich wag' mein eigenes Leben d'ran!“ rief sie wie außer sich. „Du ladest mir's Gewehr, Jör!“ befahl sie ihrem im Weidwerk ergrauten Manne, „mit dem einen Schuß geh' ich den Landammann abtun, mit dem andern unsern Pfarr-

herrn, denn der hält's heimlich auch mit ihnen, man konnte das, wie der Statthalter richtig sagte, aus seiner letzten Predigt heraushören — lad, Jör, lad!" Der alte Mann hatte große Mühe, die Verzweifelte, unsinnig sich Gebärdende einigermaßen zu beruhigen.

Die Väter und Mütter unterwiesen ihre Söhne: „Schießt nicht auf die Katholischen!"

„Wenn's aber befohlen wird? Wir werden nämlich Gehorsam schwören müssen, man wird uns beeidigen."

„Ach was, gegen unsere hl. Religion zu kämpfen, dazu kann man niemand zwingen, ein solcher Eid gilt nicht!"

„Aber wenn die Sonderbündler auf uns schießen?"

„Dann lauft ihr einfach davon, schmeißt das Gewehr weg."

„Gegen das Kommando? Um dann vor das Kriegsgericht gestellt zu werden?"

„Also kein Ausweg, als blinder Gehorsam? Ach, wie schrecklich, man darf nicht dran denken!"

Sang- und klanglos zogen die Milizen aus, manch' einer von ihnen schaute noch einmal wehmütig zurück und wischte sich heimlich eine Träne aus den Augen. Der junge Hübelischneider, sowie des Gerbers Viehknechtlein waren die einzigen, die übermütige, helle Jauchzer erschallen ließen und den aus den Fenstern blickenden Mädchen dies und das zuriefen.

„O, die können schon", meinten die Leute, „haben nichts zu verlieren und auch nichts zu befürchten — Unkraut verdirbt nicht!"

Die Frau Ammännin war in großer Sorge für ihren in der Einsiedler Klosterschule weilenden jüngern Sohn. Ob er sich dort sicher fühle, oder sie ihn nach Hause berufen sollte?

Letzteres ist wohl schon mit großen Gefahren verbunden, sagte sie sich. Aber konnte nicht auch das ehrwürdige fromme Stift von Truppen eingenommen und die Insassen arg belästigt werden. „Ach, rate mir, Hans“, wandte sie sich an ihren Mann, „was soll ich dem Hardle schreiben?“

„Weiß nicht!“ lautete die mürrische, niedergeschlagene Antwort.

„Das Geratenste wird doch sein, wir belassen ihn dort, unter dem Schutze des hochw. gnädigen Herrn und demjenigen der hl. Mutter Gottes. Und lasse eine hl. Messe lesen.“

„Aber nicht bei unserm Pfarrer, hm, hm!“

„Warum nicht, Hans?“

Er ließ sie ohne Antwort und begab sich in die Scheune hinaus. Denn auch sein Pferdeknecht hatte, ohne für einen Ersatzmann gesorgt zu haben, ins Feld rücken müssen.

Der Krieg ging rasch und auf bekannte Weise zu Ende. Das Truppenkorps, zu welchem unsere Dorfmilizen gehörten, hatte dabei wohl einige anstrengende Märsche, jedoch keine eigentlichen Gefahren zu bestehen gehabt, der Sieg über die Sonderbündischen war ohne ihre direkte Mitwirkung erzielt worden. Nun lagen sie als Straftruppen in den Quartieren der Urschweiz. Niemand bangte mehr um deren leibliches Schicksal, wohl aber, von seiten der jungen Frauen oder „Schätze“ für die Treu und Tugendhaftigkeit dieses oder jenes Wehrmannes...

Seppli, des Ammanns Viehknecht, sagte: „Nun reut's mich doch, daß ich mich wegen dem Fleck auf dem rechten Aug' hab' frei machen lassen.“

„Ja, nun hintendrein“, versetzte die junge Dienstmagd. „Damals aber, als du hättest ziehen sollen, hattest du den Schlotter, es war frei zum Lachen, hihihi!“

„Das lügst du, Vroni!"

„'s ist doch wahr, hihihi!"

Die Dragoner und Artilleristen kehrten als die ersten aus dem Feldzuge zurück, blühenden Aussehens und mit trotzigen Mienen. Nach einigen Wochen folgten auch die Füsiliere, und zwar in ungleich gehobenerer Stimmung denn damals bei ihrem Auszuge. Das Dorf wiederhallte von ihren Sängen und Jauchzern. Ein jeder von ihnen fühlte sich als Held, obgleich sie niemals einen Schuß abgefeuert oder eine Kugel pfeifen gehört hatten. Sie wurden es nicht müde, viele Wochen lang den Ihrigen oder auch am Wirtstische von ihren denkwürdigen Erlebnissen und Kriegsabenteuern zu erzählen, so sich zugetragen hatten auf dem Marsche, auf der Wache und in den Quartieren, vergaßen auch nicht, die Zierlichkeit der Schwyzer- und Unterwaldnermädchen zu schildern und wie sehr diese ihnen gewogen waren.

Seppli meinte: „'s war eigentlich doch ein Glück, daß ich nicht mit dabei gewesen, ein Glück nämlich für die Mädchen; würden sich ganz närrisch in mich verliebt haben."

„O ja, in deine große, krumme Nase, in deine Säbelbeine, hihihi!" versetzte Vroni spöttisch.

So ganz aus der Luft gegriffen schienen die Reden unserer tapfern Milizen betreffs ihrer Liebesabenteuer in Feindesland doch nicht zu sein. Es trafen nämlich nacheinander mehrere aus jener Gegend kommende Brieflein ein. Das eine davon war an des Wagners Klein adressiert und richtete einen argen Hausstreit an.

Der „Klein" war nämlich verheiratet. Die Liebesepistel gelangte in Abwesenheit des Adressaten in die Hände seines jungen Frauchens . . . Der Streit endete damit, daß die

hoch Erzürnte ausrief: „Ich werde den Brief beantworten allsogleich und es dem „Mensch“ verleiden, dir ein zweitesmal zu schreiben!“

Einen ungleich friedsamern und angenehmern Verlauf nahm die Korrespondenz, welche ein anderer Wehrmann, Spenglers Toni genannt, mit der Tochter seines ehemaligen Quartiergebers unterhielt. Er nahm sich die flinke, hübsche Nidwaldnerin wirklich zur Frau und hatte den Schritt niemals zu bereuen.

Das geschah freilich erst später. Inzwischen traten hochernste Ereignisse ein, die dem ältern Teile unserer Dorfbewohnerschaft heute noch in lebhafter Erinnerung stehen.

V.

Ein Nachtwächter darf nicht furchtsam sein. Dennoch, als ich eines Winternachts zur Geisterstunde bei dem hart an die Dorfgasse grenzenden Kirchhofe vorbeiging und zufällig einen Blick über die niedrige Umfassungsmauer auf die mondbeschienenen stillen Grabhügel warf, und auf den Stufen des Missionskreuzes eine große, dunkle Gestalt liegen sah, da erfaßte mich ein noch nie gekanntes, seltsames Gruseln. Ich beschleunigte meine Schritte, gleich aber begann ich mich meiner abergläubischen furchtsamen Anwandlung zu schämen, kletterte über die Kirchhofmauer und ging, ein Kreuz schlagend, auf die gespenstige Gestalt zu. Es war der „Napolitanerköbel“, der hier seinen kolossalen Branntweinrausch ausschlief. Bei der herrschenden Kälte mußte er notwendig erfrieren. Ich zerrte an ihm, richtete ihn auf. „Laß' mich, Ochsin, du dicke Schlamp!“ stammelte er zornig. Ich aber schleppte ihn mühsam nach seinem nahe gelegenen Logis und übergab ihn seinen über die gestörte Nachtruhe heftig scheltenden Hausleuten.

Der „Napolitaner“ sollte nicht erfrieren, dem Trunkenbold war ein ganz anderes tragisches Ende bestimmt.

Ich stand, etwa acht Nächte später, gerade im Begriffe, auf der Kreuzstraße die elfte Stunde zu rufen, als ein höchst verdächtiger Geruch, ähnlich demjenigen von brennendem Ruß, mir in die Nase stieg. Ich blickte rasch nach allen Seiten — dort, im „Zehntgäßlein“ zeigte sich Feuerschein. Ich stieß mit aller Macht ins Horn und rief aus Leibeskräften „Feuerio!“ Denn schon stieg eine mächtige Feuersäule aus des Zehnthöfers strohbedeckter Scheune empor. Die Nachbarn kamen halb angekleidet aus den Häusern gestürzt, die Sturmglocke wurde gezogen und die Feuerspritze herbeigeschleppt und in Tätigkeit gesetzt — alle Anstrengungen vergebens, nach kurzer Zeit, ehe nur die Viehware vollständig gerettet werden konnte, stand das ganze große Ökonomiegebäude in heller Lohe, brannte nieder bis auf den Grund.

Drei Stuffelkälber, etliche Schafe und vier Mastschweine waren in den Flammen geblieben, „ach, die armen Tiere!“ hörte man die Leute mitleidsvoll ausrufen. Auch der brandbeschädigte Zehnthofbauer wurde aufrichtig bedauert. Zugleich aber machten sich Bemerkungen laut: „Er, der alte Joggeli war allezeit ein sorgloses Männchen, und seine Buben sind starke Raucher.“

Demgemäß fiel auch der Bericht des auf der Brandstätte erscheinenden Untersuchungsrichters aus: „Brandursache unbekannt. Wahrscheinlich nachlässige Handhabung von Feuer und Licht.“

Als jedoch wenige Tage darauf und ungefähr zu derselben nächtlichen Stunde die Sturmglocken zum zweitenmal heulten — diesmal war es des Hennebauern Wohnhaus, das

niederbrannte und das Feuer im Holzschuppen aufgegangen — und des folgenden Morgens unweit der Brandstätte, auf dem festgefrornen Schnee, ein zur Hälfte verbrauchtes Schächtelchen Zündhölzchen aufgefunden worden war, da lautete das Urteil der Leute auf einmal ganz anders: „Brandstiftung, böswillige, verruchte Brandstiftung!"

Furcht und Entsetzen bemächtigten sich der Gemüter. Sofort wurde eine Sicherheitswache organisiert, die während der langen Winternächte je zwei Mann hoch im Dorfe herum zu patrouillieren hatte. Außerdem waren es die geängstigten Bauern selbst, welche mit Schießgewehren und eisernen Mistgabeln bewaffnet ihre Häuser, Scheunen und Schuppen bewachten.

Unser Wohnstübchen bildete das Wachtlokal. Zur Extrabeheizung desselben wurde uns ein Klafter Tannenholz zur Verfügung gestellt, desgleichen das benötigte Brennöl. Gleichwohl und obschon ich diese Arbeiten und Vorkehren selbst besorgte, hatte meine arme Mutter bei dem nächtlichen Trubel und dem die Lungen belästigenden Tabaksrauch vieles zu leiden.

Sieben Tage waren seit dem zweiten Brandfalle verstrichen, die achte Nacht brach an. Etwa um die Mitternachtsstunde kehrte eine Patrouille in das Wachtlokal zurück und die auf das Piket gestellte Abteilung rüstete sich zum Ausrücken. Des Zehnthöfers Fritz, der sich einige Minuten aus der Stube entfernt hatte, meinte bei seinem Wiedereintreten: „Ihr habt euch nicht zu beeilen, es ist, so viel ich gewahrte, alles in Ordnung!" Die Männer aber sagten: „Gehen wir, tun wir unsere Pflicht!" Und kaum hatten sie das Haus verlassen, erscholl ihr Alarmruf: „Es brennt — Feurio!" Wir andern

rannten hinaus: „Wo, wo? Ah, dort bei der Kirche, des Krämerhansen Haus — nein, des Schuhmachers!"

Trotz eifrigen Löschversuchen brannte auch dieses Haus beinahe vollständig aus. Der bedauernswerte Schuhmacherhänsel, dessen Habe zum größten Teil ein Raub der Flammen geworden, schien alle Fassung verloren zu haben, stand da wie vernichtet; seine Frau dagegen rang verzweifelt die Hände und ergoß sich in lauten Wehklagen. Man fragte sie: „Wo ist der Napolitaner? Was ist aus dem Napolitaner geworden?"

„Weiß nicht. Ich hatte ja genug zu tun, um meine armen Kinder hinauszuschaffen, einiges Bettzeug und die paar Armvoll Kleider, so ich noch erhaschen konnte, mein Mann mit der Rettung der Kuh und den Geißen — ach, ach!"

Und niemand wollte den Vermißten erblickt haben. Kein Zweifel mehr, der „Napolitaner", der mit einem schweren Branntweinrausche sich zur Ruhe begeben hatte, war in den Flammen geblieben — schrecklich!"

Vor des Krämers Haus hatte der greise Pfarrer einen für ihn herbeigeholten Stuhl bestiegen, um die damals noch übliche Abdankungsrede zu halten: „Zum drittenmale innert kurzer Frist ist unsere Ortschaft von einem Brandunglücke heimgesucht worden", rief er mit weithin schallender und vor Aufregung zitternder Stimme. „Und das Traurigste von allem — es liegt offenbar ruchlose Brandstiftung vor . . . Und der Teufel steckt mitten unter uns — mitten unter uns!"

Er hatte allen Zuhörern aus dem Herzen gesprochen. „Wer aber ist der Missetäter, wer kann es sein?" wurde eifrig hin und her gefragt.

Schon beim ersten Morgengrauen kam das Gericht angefahren, stieg im „Ochsen" ab. Diesmal schien es der bärtige

Gerichtspräsident mit der Untersuchung äußerst streng nehmen zu wollen. Zuerst wurden die Nachbarn des Brandbeschädigten einvernommen. Sodann erhielt ich den Auftrag, die in verflossener Nacht im Dienst gestandene Wachtmannschaft herbeizuholen. Diese Männer hatten ein besonders scharfes Verhör zu bestehen; es dauerte über eine Stunde, bis sie sich entfernen durften — alle bis auf des Zehnthöfers Fritz . . .

Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde durch das ganze Dorf: „Der Zehnthöferfritz ist festgenommen und von dem Polizeiwachtmeister nach dem Amtsstädtchen abgeführt worden. Er hat sich im Verhör mehrmals widersprochen und auch sonst sich sehr verdächtig benommen. Der Präsident ist noch hier, hat noch eine Anzahl Leute vorladen lassen. Und die Leute riefen, als wäre ihnen plötzlich ein Licht aufgegangen: „Ja, ja, der Fritz, der ist's, war zu allem Schlechten fähig!"

Er war von den vier Söhnen des Zehnthofjoggeli der ältere; zugleich auch der stattlichere und hübschere. Im Gegensatz zu seinen finster und trotzig dreinblickenden Brüdern, legte er allzeit ein freundliches, einnehmendes Wesen an den Tag, war deswegen auch von jeher der ausgesprochene Liebling seiner das Szepter des Hauses führenden Mutter gewesen. Schon frühzeitig verübte er allerhand leichtfertige Streiche und galt als schlimmer Mädchenjäger; wußte jedoch seiner Mutter alles wieder auszureden und von ihr Verzeihung zu erlangen, während seine sich zurückgesetzt fühlenden Brüder ihn förmlich haßten. Geldüberfluß hatte im Zehnthofhause, der bedeutenden Kartoffelschulden und des von Vater Joggeli geübten lässigen Landwirtschaftsbetriebes wegen niemals geherrscht. Fritz aber brauchte, um seine Passionen zu befriedigen, viel Geld, und da seine Mutter ihn damit nicht in begehrtem Maße zu ver-

sehen vermochte, machte der Bursche Schulden. Und als es bekannt wurde, daß er in dem benachbarten protestantischen Kantonsteile eine Liebschaft unterhielt, ein Mädchen heiraten werde aus besondern zwingenden Gründen, da riefen seine Brüder grimmig aus: „Das Mensch soll uns aber nicht über die Türschwelle kommen, eher gehen wir fort, daß Ihr es wißt, Mutter!“ Diese fühlte sich von der „verfehlten“ leichtfertigen Wahl ihres Lieblingssohnes beinahe ebenso entrüstet und ebenfalls nicht geneigt, eine solche Schwiegertochter in ihr Haus aufzunehmen . . .

Es war die erste Protestantin, die sich in unsere streng katholische Ortschaft einheiratete. Darum das laute Gezeter im ganzen Dorfe: „'s ist eine wahre Schand', man sollt's nicht dulden, schon des großen Ärgernisses wegen!“ — Alle aber, die die junge Frau zu Gesicht bekamen, mußten sich heimlich gestehen: Eine Dollere*), Schönere gibts wohl nicht weitum. Kein Wunder, daß der Fritz sich in sie vernarrt hat! Ja, es gab Burschen, die — Ketzerin hin, Ketzerin her — ihn um deren Besitz nicht wenig beneideten.

Er hatte sich mit seiner jungen schönen Frau droben im Bühlhäuschen eingemietet. Sie liebten sich so sehr. Doch vermag selbst die zärtlichste, herzinnigste Liebe nicht zu hindern, daß auch der Magen seine Bedürfnisse kundgibt. Nun im Winter keine Vorräte im Keller, kein Geld und kein Verdienst. Um sich etwelchen Verdienst zu verschaffen, ging er in den Gemeindewald Holz aufrüsten, ein saures und von schlechter Witterung vielfach beeinträchtigtes Gewerbe. In seiner Bedrängnis wendete sich Fritz, da niemand mehr ihm borgen wollte,

*) Stattlichere.

an seine Eltern mit dem Ersuchen, sie möchten ihm eine Unterstützung gewähren, eventuell eine lebzeitige Teilung abhalten. Seine Brüder jedoch protestierten gegen das Ansinnen aus allen Kräften, warfen dem Jungehemann vor, er habe nächtlicherweile gedroschenes Korn aus der Tenne gestohlen . . .

Er bewarb sich um die durch Todesfall erledigte Forstbannwartsstelle, fiel aber bei der Wahl durch. Selbst seine nahen Anverwandten hatten ihm ihre Stimmen entzogen. Aus dem an das „Bühlhäuschen" grenzenden, sogenannten Kirchwald fanden sich zahlreiche Spuren gefrevelten Nutzholzes. Es erhoben sich Stimmen, welche behaupteten: „Das hat der Zehnthöferfritz getan. Woher sollte er sonst das Geld für seine Wirtshaushockerei hernehmen? Auch darf er ja seit einiger Zeit niemand mehr herzhaft ins Gesicht lugen . . ."

Als seine Verhaftung, und der auf ihn gefallene Verdacht der Brandstiftung bekannt wurde, weinte sich die Mutter Zehnthöferin die Augen rot, Vater Joggeli stöhnte und ächzte auf Schritt und Tritt und die Brüder fluchten und schimpften.

Eines Abends, acht Tage nach dem letzten Brande, traf die Nachricht ein und lief im Nu von Haus zu Haus: „Der Zehnthöferfritz ist aus dem Untersuchungsgefängnis ausgebrochen!" Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der gesamten Einwohnerschaft. „Er wird diese Nacht uns heimsuchen kommen und neuerdings Feuer anlegen!" sagte man sich. Niemand dachte mehr ans Schlafengehen, jedermann griff zu irgend einer Waffe, Wachtposten wurden ausgestellt rings um das Dorf herum. In der Richtung der sogenannten Hohen Brücke her knallte ein Flintenschuß, und zugleich erhob sich das entsetzensvolle, wütende Geschrei: „Er kommt — er ist da! Rücken wir aus, schlagen wir ihn tot!"

Es war jedoch nur der schwerhörige alte Hübelischneider, der aus dem Nachbardorfe von einer Störe zurückkehrte und von dem bei der Brücke postierten Höhnigroß, glücklicherweise ohne zu treffen, aufs Korn genommen wurde . . . Die Nacht verlief unter Furcht und Bangen. Frühmorgens jedoch lief die Nachricht ein: „Er, der Zehnthöferfritz, ist bald nach seinem Ausbrechen von ihm nacheilenden Männern eingeholt, nach kurzer Gegenwehr festgenommen und nach der Hauptstadt in ein ausbruchssicheres Gefängnis abgeführt worden." Die Leute atmeten erleichtert auf, die Küchen- und Stallarbeiten durften wieder aufgenommen werden.

Zwei Tage nach der Verhaftung ihres Mannes hatte die „Zehnthoffritzin" geboren. Es war eine Totgeburt. „Gut!" hörte man ausrufen. „Gut, daß das Unkraut sich nicht fortpflanzen tut!" Es verlautete, die junge Wöchnerin liege krank und verlassen darnieder. Die Leute ließen sich davon nicht rühren, meinten vielmehr: „Wenn sie auch stürb', der Schade wäre nicht groß!" Die Ammännin — wohl allein von allen unsern Bauernweibern — empfand mit der Ärmsten, Geschmähten tiefes Mitleid, übersandte ihr durch die Vroni zu verschiedenen Malen Milch, Semmelbrot u. dgl. — ich wußte es.

Zwei Begräbnisse, drei Kindstaufen und sogar eine Hochzeit fanden während jener Winterwochen in unserm Dorfe statt, Ereignisse, welche zu anderen Zeiten in den Kiltstuben des lebhaftesten besprochen worden wären. Nun aber wurde ihrer nur kurze Erwähnung getan. Die stattgehabten Brandfälle und der gegen den Zehnthöferfritz eingeleitete Kriminalprozeß nahmen immer noch das allgemeinste Interesse in Anspruch.

Eine große Anzahl Zeugen waren nach und nach vor das kantonale Verhöramt geladen worden. Darunter auch der Ammann. Dieser meinte nach seiner Rückkehr: „Die Schuldbeweise mehren sich scheints von Tag zu Tag, ich denke, der Angeklagte wird hängen bleiben, hm, hm! Er leugnet zwar hartnäckig. Wird ihm aber wenig nützen. Sagt, von dem schnauzigen Verhörrichter in die Enge getrieben, einmal so aus, ein andermal anders, hm, hm!"

„Ach, die arme junge Frau!" entfuhr es der Ammännin, worauf ihr Mann knurrend versetzte: „Schweig' mir mit dieser, Helene! Diese Heirat mit einer Ketzerin war schuld an allem. Von dort an geriet er vollends auf Abwege. Hatte eben keine Religion mehr, keine Religion, hm, hm!"

Infolge der ausgestandenen Unruhe und Gemütsaufregung während den Unglückswochen fing meine Mutter an zu kränkeln, erkrankte sogar ziemlich ernsthaft. Zwei volle Wochen lang kam ich nicht mehr aus den Kleidern. Und erst die Herzensbangigkeit, die Gute könnte sterben! Doch genas sie, wenn auch nur langsam. Ich führte sie an den stärkenden Sonnenschein hinaus, ins lauschige Gärtchen und sagte: „Gelt, welch' ein prächtiger Frühling!"

„O ja", erwiderte sie lächelnd. „Ich wäre doch nicht gern' gestorben, wenigstens jetzt nicht, eh' eine andere Hausfrau da ist!"

Auch ihr brachte die Vroni Fleischbrühe, sowie eine Flasche Wein.

Inzwischen hatte sich folgendes zugetragen: An dem Morgen, an welchem der alte Zehnthofjoggeli zu Grabe getragen wurde, stand sein Sohn vor dem Kriminalgericht,

welches ihn nach kurzer Verhandlung zum Tode verurteilte. Dessen Anwalt reichte ein Begnadigungsgesuch ein.

Drei Tage später besammelte sich der Große Rat. Das Begnadigungsgesuch wurde, wie man erzählen hörte, mit einem Mehr von zwei Stimmen abgewiesen.

Nun erst, die Nacht vor seiner Hinrichtung, legte der Delinquent ein vollständiges, reumütiges Geständnis ab.

Über die Motive seiner todeswürdigen Verbrechen befragt, sagte er: „Die elterliche Scheune steckte ich in Brand aus Rache und Haßgefühl gegen meine hartherzigen Brüder, des „Hennelers" Haus, um den Verdacht von mir abzuwenden, das dritte, weil die Schuhmacherin mir den Marsch gemacht *) hatte . . ." Auf die fernere Frage: „Würdet Ihr, wenn unbehelligt geblieben, die Brandstiftung fortgesetzt haben?" erfolgte die Antwort: „Ich weiß es nicht . . . Ich war nicht mehr Meister über meine Handlungen, ein böser Geist war in mich gefahren, gezeugt von der Not, in welcher ich steckte, und von der Verachtung der Menschen. Es war mir ganz wirr im Kopf, gleich einem Verrückten."

Man teilte ihm mit: „Euere Mutter ist angekommen mitten in der Nacht, will Euch noch einmal sehen." Da rief er mit abwehrender Gebärde und wie außer sich: „Nein, nein, ich hab' ihr zu großes Leid angetan, sie kann mir nimmer verzeihen!" Doch schon stand sie in der Kerkertüre . . . Und als die beiden sich in den Armen lagen und laut weinten und schrien — „Ich mußte mich abwenden, ich konnte das Elend nicht mit ansehen!" gestand er nachher, der grimmige Polizeileutnant.

---

*) Nachteiliges ausgesagt.

Auf Umwegen und ehe der Tag anbrach, kehrte die unglückliche, schmerzgebeugte Mutter nach Hause zurück. Auf der breiten Heerstraße dagegen eilten in der ersten Morgenfrühe zahlreiche Volksscharen, darunter ein Großteil unserer Dorfbewohnerschaft, nach der Hauptstadt hin, um das blutige Schauspiel mit anzusehen, sich daran zu weiden. Einige der unserigen sollen aus rohem ungestilltem Hasse ins offene Grab des Missetäters gespuckt haben. Während andere, fremde Zuschauer sich nachher äußerten: „Welch ein schöner Mann das war, trotz der Todesblässe! Und wie rührend er seinem ihn auf das Gerüst begleitenden Beichtvater das Vaterunser nachbetete, bis bei der Bitte: „Vergib unsere Schulden" des Henkers Schwert ihm in den Nacken fuhr, das Haupt vom Rumpfe trennte . . ."

Und seine Frau Elise? Die ließ während jenen Tagen weder sich sehen, noch von sich hören.

Der Pfarrherr aber wählte nächstfolgenden Sonntag zu seinem Predigttexte den Bibelspruch: „Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet." Und denselben weiter ausführte: „Gottes Barmherzigkeit ist groß und über alle menschlichen Urteile erhaben."

VI.

Es war wieder still geworden in unserm Dorf. Kein Räuchlein konnte zur ungewohnten Tageszeit einem Schornsteine entsteigen, ohne daß die Nachbarinnen sich neugierig fragten: Was mag dort wohl gebräuselt werden?

Auf den Plätzen, wo die abgebrannten Gebäude gestanden hatten, hantierten die Bauleute, draußen auf den Feldern Pflug

und Hacke; sodann bei dem ausnahmsweise frühen Sommer gelangten Sense, Gabel und Rechen zur Verwendung.

„Habt ihr gesehen?“ hieß es. „Die Zehnthöferfritzin ist bei des Muldenhöfers als Werkmädchen *) eingetreten. Wie der Muldenhöfer sich hiezu nur entschließen gekonnt — eine Ketzerin! Und die Fritzin selbst, sie sollte sich schämen, vor den Leuten umher zu gehen!“

Die Mütter warnten ihre Söhne: „Lugt nicht hin, es wäre zu sündhaft!“ Aber trotz dem Verbote lugten sie doch hin und fanden: Wirklich eine verflucht dolle und hübsche Person! Und wie flink sie sich bewegen kann, und die Arbeit ihr von statten geht, schau, schau!

Und die Leute, bei welchen die Fritzin ein Wohnstübchen gemietet hatte, wußten zu berichten: Schier keine Nacht vergeht, daß nicht an ihr Fensterlein gepocht wird und zwar von Burschen — man sollts nicht glauben, darunter sogar Bauernsöhne.

„O das Ärgernis!“ hörte man erstaunt ausrufen und zugleich forschen:

„Und gibt sie ihnen Gehör, die Fritzin?“

„Nein, bis jetzt nicht, kehrt die Tugendhafte heraus.“

„Verstellung, Heuchelei, nichts anderes!“

Einige meinten: „Daß das große Ärgernis, die Gefahr für die Tugendhaftigkeit unserer Buben, nur so geduldet wird!“

Andere erwiderten: „Was kann man dagegen machen?“

„Der Gemeinderat sollte sich dreinlegen — wozu ist denn der Gemeinderat da?“

---

*) Taglöhnerin.

Genannte Behörde aber hatte in jenen Tagen sich mit anderen unangenehmen Dingen zu befassen. Im Gemeindewald am sogenannten Hohlackerweg war die Leiche eines Erhängten aufgefunden worden. In Abwesenheit des Ammanns — er und seine Frau Helene hatten nach rascher und glücklicher Beendigung der Heuernte eine fromme Wallfahrtsreise nach Maria Einsiedeln oder vielmehr eine Besuchsreise zu ihrem dort studierenden jüngern Sohn unternommen — wurde von dem Forstbannwart die bezügliche Meldung dem Statthalter gemacht. Dieser fragte: „Wer ist's?"

„Ein Unbekannter. Ein ärmlich gekleidetes ältliches Männchen. Wahrscheinlich so eine Art Vagabund."

„Ich werde sogleich Gemeinderat halten. Einstweilen wollen wir die Sach' geheim halten — verstehst?"

Die besammelten Gemeinderäte räsonnierten: „Also ein Unbekannter, wahrscheinlich ein Vagabund? Nun, da sparen wir möglichst alle Unkosten" . . . Demgemäß erhielt der Forstbannwart den Auftrag, zwei verschwiegene Männer mitzunehmen und die Leiche an Ort und Stelle zu verscharren. Dafür sollen ihm und seinen Gehilfen zwei Tage Frohnung gutgeschrieben werden. Alles unter Vorbehalt tiefsten Stillschweigens.

Der Vorfall wurde gleichwohl bekannt. Das Gericht erschien, ließ die Leiche des Lebensmüden ausgraben und durch den Bezirksarzt untersuchen. . . „Tod durch Ersticken. . . Unzweifelhaft Selbstmord." In den Taschen des Unglücklichen fanden sich eine rote Kupfermünze, ein zerbrochenes, hölzernes Tabakspfeifchen, sowie ein leeres ledernes Tabakbeutelchen, ferner das zerknitterte beschmutzte Fragment eines sehr nachlässig geschriebenen Briefes. Die noch erhaltene Stelle des-

selben lautete: „Also hat der Schaggli mich treulos verlassen und im Unglück sitzen lassen. Was soll ich Ärmste nun anfangen? Ich weiß nur einen Ausweg — sterben! Es tut mir leid um dich, Vater; aber", der Schlußsatz war unleserlich geworden. Unterschrift: „Deine unglückliche Tochter Toni." Man suchte noch nach Heimatschriften, vergeblich.

Der Gerichtspräsident verfügte, daß die Leiche nach dem Gottesacker überführt und dort bestattet werden solle und zwar auf Kosten der Gemeindekasse. Außerdem erhielt der Gemeinderat seines gesetzlosen Vorgehens wegen einen solch' scharfen amtlichen Verweis, daß er wochenlang daran zu verdauen hatte. „Diese aufsätzige, maledeite neue Regierung!"

Der Ammann allein schimpfte nicht, schien sich vielmehr heimlich darüber zu freuen, daß seine Ratskollegen während seiner Abwesenheit einen dummen Streich begangen hatten.

Eines Morgens begegnete mir vor der Kirchhofpforte eine schwarz gekleidete Frauensperson. Meinen Gruß erwiderte sie bloß mit einem stummen Kopfnicken. Ich mußte ihr unwillkürlich nachblicken und mich fragen: Ist das wirklich die vormals so robuste blühende Zehnthöferin? Sie ging an einem Stocke, schleppte sich gleich einem Schatten mühsam dahin. Ihre Haare waren vollständig gebleicht, die Wangen bleich und eingefallen. Dazu der unsäglich traurige Blick ihrer rot geränderten abgestorbenen Augen. Man erzählte von ihr, daß sie seit der Hinrichtung ihres Sohnes jemals weder ein lautes Wort gesprochen noch irgend welches Interesse mehr an dem häuslichen und öffentlichen Leben gezeigt habe. Von ihren Nachbarn wurde sie mit einer Art furchtsamen Scheu betrachtet. Ich konnte nicht anders, als beim Anblick dieser tiefgebeugten, maßlos unglücklichen Frau lebhaftes Mitleid zu fühlen.

Der Ammann erteilte mir den Auftrag, auf nächstfolgenden Sonntag das Stimmlokal, als welches die Schulstube zu dienen hatte, in Bereitschaft zu setzen.

Es war nämlich von der freisinnigen Mehrheit der schweizerischen Tagsatzung eine neue Bundesverfassung, die sich von der alten dadurch wesentlich unterschied, daß sie ein festeres Bundesgefüge, sowie eine zentrale ausführende Bundesbehörde schuf, entworfen worden. Und dieser Entwurf sollte nun dem Schweizervolke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Über das Resultat dieser Abstimmung konnte kein Einsichtiger im Zweifel sein, die Niederwerfung des Sonderbundes war in den Gemütern noch in zu frischem Andenken und hatte die Konservativen des Landes zu sehr entmutigt, als daß von ihnen eine kräftige Opposition gegen das neue Bundesstatut erwartet werden konnte.

In unserer Gemeinde gingen bloß die „Neuen" zur Stimmurne. Sogar der Ammann, obwohl von Amts wegen Präsident des Wahlbureaus, enthielt sich der Stimmgabe, und der Fronbannwart, welcher in Dienstsachen eine Anfrage an ihn richten wollte, erhielt eine solch schnauzige Abfertigung, daß er „die Pfeife lieber wieder in die Tasche steckte."

Doch besserte sich die Stimmung des Gestrengen schon nach wenigen Tagen. Er fuhr nämlich in die welsche Schweiz um dort seinen seit achtzehn Monaten der „Sprache" obliegenden ältern Sohn heimzuholen. Ich war just zugegen, als er mit demselben nach Hause gefahren kam.

Seppli, der Viehknecht, begrüßte den behend vom Wagen springenden Jüngling vertraulich: „Salut, Otti!"

Die Frau Ammännin rief: „Wie du gewachsen bist, Otto, ei, ei!"

„Hehehe!“ lachte jener munter.

Es herrschte große Freude im Hause. Denn auch der jüngere Sohn Klosterstudent war, nachdem er zuvor mit einigen Kommilitonen einen achttägigen Gebirgsbummel ausgeführt hatte, eingetroffen, nun schon zum zweitenmal in die Ferien gekommen.

Auch Hardli hatte an Körperlänge merklich zugenommen. Im übrigen aber — welch ein Gegensatz in der äußerlichen Erscheinung der beiden Brüder! Der ältere von knochiger, breiter Statur, mit vollen blühenden Wangen und üppigen blonden Haaren; der jüngere dagegen von schlankem, schmächtigem Wuchse, mit fein geschnittenen Gesichtszügen, deren Blässe durch das glänzend schwarze, lockige Haar noch hervorgehoben wurde; auch hinsichtlich der Charaktereigenschaften: der eine zu derben Scherzen und lautem fröhlichen Lachen aufgelegt, der andere von schweigsamer und fast mädchenhaft sittiger Gemütsart, und seiner Freude bloß durch ein stummes, feines Lächeln Ausdruck verleihend.

An welchem seiner Söhne der Ammann am meisten Wohlgefallen fand? Das war schwer zu erraten. Wohl mochte er die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß Otto dereinst ein tüchtiger Landwirt und vermöge seines genossenen bessern Schulunterrichts auch zu einem einsichtsvollen Gemeindebeamten sich ausbilden werde. Dann aber, wenn seine Frau Helena zu ihm sagte: „Lug' mal unsers Hardlis prächtige Studierzeugnisse, lauter „Sehr gut eins“, versetzte er schmunzelnd:

„Ja, ja! Hm hm!“

„Und daß er es zu stand' hat bringen können, in einem Jahr zwei Klassen zu absolvieren, schon das zeugt von seinem außerordentlichen Fleiß und Talent. Wir dürfen uns von

ihm, wenn er so fortfährt und Gott ihn gesund erhält, das Höchste versprechen — meinst du nicht auch, Hans?"

„Hm, hm! Ja, ja! Aber wie viel Geld das mich noch kosten wird."

„Gottlob haben wir's! Was würdest du erst sagen, wenn du, gleich unzähligen Vätern studierender Söhne, das Geld entlehnen müßtest! Nein diese Sorge wird dich hoffentlich nicht drücken. . ."

Während in dem Nebenlokale dieses Zwiegespräch der beiden Ehegatten stattfand, stand ich, die Befehle meines Vorgesetzten abwartend, allein in der Wohnstube und konnte zugleich oder abwechslungsweise vernehmen, wie in der Küche der Viehknecht und die junge Dienstmagd sich folgendermaßen unterhielten:

Vroni, in übermütigem, neckischem Ton: „Du sagtest immer, Seppli — und ich selbst hab' mir's ebenfalls gedacht — du werdest, sobald der Otti nach Haus' zurückgekehrt sei, mit ihm nur noch auf welsch reden."

„Das tun wir auch, Mädchen, das tun wir! Aber nur, wenn wir beide allein sind . . . Weißt du, aus lauter Höflichkeit gegen euch andere."

„O hört da den Blaguierer, hihihi! Du kannst ebensoviel französisch wie ich — Mafoa und Wui und mersi biäng, hihihi!"

Da trat jedoch der Amman heraus und sagte: „Ach, bist du da, Wächter? Wart' einen Augenblick, du sollst dem Gemeindeschaffner eine Rechnung überbringen, erst muß ich sie mir hervorsuchen gehen, hm, hm!"

Von dem obern Stockwerk ließ sich Geigenspiel vernehmen. Die ebenfalls erscheinende Frau Helena glaubte mir mitteilen zu müssen: „Das ist unser Hardli. Schon während seiner

Primarschulzeit hat er von unserm alten Schulmeister Geigenunterricht erhalten. Seitdem aber, auf der Klosterschule — der Pater Heinrich ist nämlich ein großer Geigenkünstler — hat er sich bedeutend ausgebildet. . . Hörst du, Pauli, wie lieblich und kunstreich das klingt!"

Und ich mußte mir gestehen, wirklich solch vollendetes dem Ohre schmeichelndes Geigenspiel noch niemals vernommen zu haben. Ein Kunstkenner war ich freilich nicht. . .

Die Ammännin fuhr mit gedämpfter Stimme, daß ihr Mann es nicht hören sollte, zu erzählen fort: „Als der Hardli aber letzten Winter nach Hause meldete, daß er Gelegenheit habe, eine seltene alte Violine, ein geradezu herrliches Instrument, zu erwerben für bloß hundertzwanzig Franken — ich durft meinem Manne die Summe nicht nennen, sondern legte vierzig Franken aus eigener Tasche zu — du verstehst mich doch, Pauli. Und das Dankschreiben hättest du lesen sollen, die große Freude in jeder Zeile . . ."

Die Rechnung aber, die der Ammann mir zur Besorgung übergab, war von ihm selbst zu Handen der Gemeindekasse ausgestellt und lautete folgendermaßen:

„Für ein gang nach der Statt wegen den Spidal Kosten des Schnürle Wäbers Madle	Fr. 3. 5 Bz.
Eine neue Rundellen zalt für die Feuer Spritzen	„ 5. 3 „
Item für ein gang in die Amptschryberei wegen dem Neuen Grundbuch	„ 2. — „
Item dem lantjäger ein Bott zahlt	„ —. 7 „
Item ein Brif wegen den Sprützen Schleuch	„ —. 1 „
Thut zusamm	Fr. 11. 4 Bz.

Und er galt als der weitaus schreibkundigste unserer Dorfbauern.

VII.

Ich war wieder Magazinier. Wie ehedem packte ich die gezwirnten Baumwollgarne kunstgerecht in Bündel, vernähte und wog sie und versah dieselben mit Frachtbriefen behufs Überführung ins Kaufhaus. Es hatte sich so viele Ware angehäuft, ich freute mich dessen, fühlte in meinen Gliedern die volle jugendliche Arbeitslust. Mein Herr Prinzipal erschien und lobte mich: „Recht so, Paul, nur immer fleißig und exakt! Wenn Sie so fortfahren, werde Ihnen nächstes Neujahr wieder das Gehalt aufbessern können. . . .“ Mein Vater lebte noch, desgleichen mein Bruder, von dem ich wußte, daß er meiner jährlichen mir möglichen Barbeiträge für unser lieb Mütterchen zeitlebens Obsorge treffen werde. Ich dachte auch an mich und malte mir meine Zukunft in lebhaften, rosigen Farben aus. . . .

Ach, es war alles nur ein boshafter neckischer Traum. Davon überzeugte mich beim jähen Erwachen das Fehlen meines rechten Unterschenkels, sowie das einen Witterungswechsel ankündigende Reißen in der verstümmelten linken Hand, das Meckern der Ziege vom nahen Stalle her, das mehrstimmige unharmonische Gackern der Hühner. Ich war und blieb vorderhand noch Nachtwächter, Dorfbote, Briefträger 2c. meines Heimatdorfes, es blieb mir nichts anderes übrig, als mich so gut als möglich mit meiner dermaligen Existenz abzufinden.

Und in Wahrheit: Eigentlich übel stand ich dabei nicht. Meine Mutter und ich fanden dabei unser hinreichendes, genügsames Auskommen, ja sogar eine Sparbüchse war uns

während den verwichenen zwei Jahren anzulegen vergönnt. Was konnte ich unter vorliegenden Umständen mehr wünschen?

Um mein Verdienstchen zu mehren, sowie die Vielseitigkeit meiner Beschäftigungen zu vervollständigen, hatte ich mich, da der alte Seppitoni mit Tod abgegangen, in der Barbier- und Haarschneidekunst zu versuchen begonnen und erlangte darin eine gewisse Fertigkeit, das Knistern der mitunter zollangen rauhen Stoppelbärte erschreckte mich schon nicht mehr. Auch erzeigten sich die Bauern so nachsichtig, und auf einige blutige Schwippchen am Kinn oder an den runzeligen Wangen kam es ihnen gar nicht an: Fetzchen Zündschwamm darauf geklebt, dann konnten sie gehen.

An mehr oder minder interessanten und sogar aufregenden Begebenheiten pflegt es auch in einem abgelegenen Bauerndorfe nicht zu mangeln.

Der Sigristpeter, der während seiner langen Amtsdauer so vielen seiner Mitbürger das Sterbeglöcklein geläutet hatte — nun trug man ihn selbst zu Grabe. Die Leute fragten sich: „Wer wird wohl sein Nachfolger werden?“ Man wußte, daß der Ammann im Einverständnisse mit der Mehrheit seines Rates die Wahl seines ebenfalls nahe bei der Kirche wohnenden Mietsmannes, Spannerklaus, durchzusetzen suchte. Man wußte aber noch mehr. Seit dem gewaltigen politischen Umschwunge im Gesamtvaterlande hatte sich auch in unserer Gemeinde eine sogenannte junge Partei gebildet. Diese portierte als Sigristkandidaten den Schneiderfriedli mit der Begründung: Dieser Spannerklaus ist ein unscheinbarer, langsamer Trappi und sein Sang gleicht demjenigen eines Brummbären. Während der Friedli ein flink sauber Bürschchen ist und dazu ein guter Sänger.

Die „Jungen“ trugen bei der Wahl den Sieg davon.

Der Ammann und der Statthalterchristen verließen als die letzten das Stimmlokal, und ich als Verschließer konnte hören, wie der Statthalter in aufweisendem Tone sagte: „Siehst du, sie ziehen in den „Ochsen"; begreiflich! Der Öchsle hält ja ebenfalls zu ihnen; und der Kirchmeier hat zum voraus, wenn sie gewännen, einen Suff versprochen." Was der Ammann darauf erwiderte, konnte ich nicht verstehen, ich sah nur den stolzen trutzigen Gang, mit welchem er an dem „Ochsen" vorbeischritt, sowie die aus der Wamstasche hervorlugenden zornig geballten mächtigen Fäuste.

Glücklicher erging es den „Alten" bei den bald darauf folgenden Gemeindewahlen. Die Räte wurden auf eine neue Amtsdauer bestätigt. Sie hatten halt doch über größern Einfluß, d. h. reichere Agitationsmittel zu verfügen. Um die „Fetzel" zu ärgern, zogen sie insgesamt nach errungenem Obsieg nach der „Kreuzgaßpinte", zechten dort bis in den dunkeln Abend hinein. Ich selbst wurde genötigt mitzutun und fand mich schließlich veranlaßt, den auf bedenkliche Weise ins Schwanken geratenen Ammann nach Hause zu führen — wie der dicke Mann so schwer an meinem Arme hing!

Er wurde von seiner Frau mit der Nachricht begrüßt: „Denk' dir, Hans, unser Hardli ist angekommen, welche Freude! Hat sich über zwei Wochen bei einem werten Studiengenossen im Bündnerland aufgehalten, nun aber will er den Rest der Vakanzzeit zu Hauf' zubringen. Scheint mir wiederum um einiges gewachsen zu sein. Aber so schlank und mager! Werde ihn mit allem Fleiß zurecht füttern müssen", fuhr sie in geschwätziger Mutterfreude fort, versetzte jedoch, ihren Gatten aufmerksamer betrachtend: „Aber was seh' ich, Männchen? Öl am Hut?"

„Ja — weißt du, Lene — die Freud'! Gelt, diese frechen „Jungen" haben wir tüchtig verhauen — samt ihrem Kirchmeier und dem Öchsle — hahaha!"

„Schon gut, schon gut! Komm setz' dich hier an den Tisch, Hans, werde dir eine Tasse Schwarzen bringen, gleich, gleich! Dann wirds das beste sein, du gehest zu Bett. . . Und du Pauli — setz' dich ebenfalls, dir schenk' ich einen Kirsch ein!"

„Ich danke, Frau Ammann", versetzte ich ablehnend. „Muß gehen. Es scheint eine unruhige Nacht zu werden."

„Also ein andermal — morgens! Vorderhand aber möchte ich dich bitten —" Sie brach plötzlich ab, um erst beim Hinausbegleiten den Satz zu vollenden; „Aber gelt, Pauli, du sagst doch niemand, in welchem Zustand du meinen Mann —"

„Ihr könnt auf mein Schweigen zählen, Frau Ammann!" versicherte ich.

Wie ich erwartet hatte, kam es selbige Nacht zwischen den angeheiterten Anhängern der beiden Parteien zu feindseligen Begegnungen und ziemlich ernsthaften Raufereien. Dabei befolgte ich den Rat meiner Mutter: „Streiten sie in den Wirtschaften — hüte dich, hinein zu gehen. Rauft man sich auf der Gasse — ruf' die Stunde und geh' vorbei, tu, als wenn nichts sähest. Damit vermeidest du das lästige Zeugenreden. Und hindern könntest du Gewalttätigkeiten doch nicht."

Zumeist waren es Anhänger der „Alten", welche arg verbeulte blutige Köpfe davon trugen. Da sie jedoch die Herausforderer gewesen, hüteten sie sich wohl, Klage zu erheben, trugen ihren Kater mit Geduld.

Auch der Ammann zeigte trotz dem erfochtenen Wahlsiege ein sehr verdrossen, mürrisch Gesicht. Die für Zechgelage verwendeten Gelder schienen den häuslich gesinnten Mann nun doch zu reuen. Hiezu gesellte sich ein aus unbekannten Ursachen hervorgegangenes ernsthaftes Fußleiden, das ihm, der zeitlebens noch keine kranke Stunde gehabt hatte, den scharfen Stubenarrest aufnötigte, und das zur Spätherbstzeit, da der Arbeiten noch so viele der Erledigung harrten auf Feld und Wiesen — war das für den eifrigen Landwirt nicht zum verzweifeln? Seine üble Stimmung äußerte sich hauptsächlich gegenüber dem Ältestsohne, den er eines Morgens, ohne meine Anwesenheit zu beachten, folgendermaßen apostrophierte: „Ich hatte geglaubt, du werdest, aus dem Welschland zurückgekehrt, tüchtig ins Geschirr liegen und mir einen Teil der Mühen und Sorgen abnehmen, hm, hm! Nun aber begnügst du dich, die Roßpeitsche in die Hand zu nehmen, alles andere überlässest den Knechten und Taglöhnern. So daß der Roni mir angekündet hat, ich brauche keinen Fuhrknecht mehr, er wolle daher gehen . . . Als ich dich fortfuhr nach dem Welschland, riefst du noch von dem Wägelchen herunter dem Viehknecht zu: Trag hübsch Sorg zum Schäckkalb, Seppli! — Aus dem Kalb ist derweil ein stattlich trächtig Rind geworden, doch glaub' ich, du hast's noch nicht einmal gesehen, kümmerst dich weder um das Vieh, noch ums Futter. Schickt sich das für einen Bauernsohn, so groß und kräftig gewachsen, wie du, he?"

Otto hörte die väterliche Strafpredigt stillschweigend an, nahm in derselben Weise auch die daran geknüpfte ernsthafte Mahnung entgegen: „Drum — nimm dich zusammen, Bursch, bessere dich, hm, hm!" Bloß brummte er im Abgehen, doch

ohne daß sein gestrenger Vater es vernehmen oder verstehen konnte: „Der Hardli tut gar nichts als geigen und spazieren gehen!“ Seine Mutter aber hatte die Worte gehört und versetzte rasch in verweisendem Tone: „Schäm' dich, so was zu sagen, Otti! Der Hardli ist Student, an schwere Arbeit nicht gewöhnt und der Erholung so sehr bedürftig — nein, Otti, solches hätt' ich von dir nicht erwartet...“ Jener hörte nicht mehr, befand sich schon draußen.

Und ich konnte neuerdings ersehen, daß der jüngere ihrer Söhne dem Herzen der Ammännin am nahesten stand.

Meine Anwesenheit gewahrend, rief mein Vorgesetzter zu der Nebenstube heraus: „Du da, Pauli? Sollst zum Statthalter gehen“, knurrte er, „und ihm sagen, er soll nun Gemeinderat halten, ich sei lahm, könn' nicht von Haus', hm hm! Er, der Statthalter, weiß schon, um was es sich handelt ...“

Ich selbst wußte es ebenfalls.

Der Müller hatte sich einen Mahlknecht gedungen, einen verheirateten, aus dem Schwarzwald gebürtigen. Der Mann starb, seine Witwe, eine geschickte Schneiderin, blieb mit ihrem Söhnchen in unserm Dorfe wohnen. Das geschah vor etwa anderthalb Dutzend Jahren. Aus dem Büblein war ein groß gewachsener hübscher Jungbursche geworden, der bereits seine Lehrzeit als Zimmermann absolviert hatte und im Begriffe stand, die Wanderschaft anzutreten. Zu dem Behufe bedurfte er eines Wanderbüchleins. Seine badische Heimatgemeinde, an die er sich wandte, erteilte ihm die Antwort: „Wir kennen dich nicht;“ weigerte sich, sein Bürgerrecht anzuerkennen. Dasselbe geschah von seiten unserer Gemeindebehörde. Fatal für letztere war, daß seit der Geburt des

jungen Ausländers keine Heimatschriften von ihm verlangt worden.

Der Fall wurde in den Kiltstuben und an den Wirtstischen vielfach besprochen. Der Führer der „jungen“ Partei, Küferhänel genannt, räsonnierte laut und mit sichtlichem Behagen: „Da sieht man wieder die saubere Amtsführung unserer Dorfmagnaten, ließen die Sach' sich verjahren, hatten nicht Zeit, an solches zu denken, wohl aber, wie sie die armen Bürger knebeln konnten. Es wird und muß zu einem Prozeß kommen, und daß wir ihn verlieren werden, liegt auf der Hand. Eigentlich gar kein Unglück nicht! Denn dieser Jungzimmermann ist ein solch aufgeweckt und manierlich Bürschchen — wir haben ja unter unserer Bürgerschaft der Düppel und Kolder so viele, daß wir froh sein können, andern frischen Samen zu erhalten, hahaha!“

Die Bauern riefen entrüstet: „O der Spötter! Da sieht man wieder, wie leichtfertig verfahren würd', wenn, was Gott verhüten möge, diese „Jungen“ ans Brett kämen!“

Eine andere „Geschichte“ gab ungleich mehr von sich zu reden.

Des Scherenschleifers Anneli, ein bisher unbescholtenes, junges Mädchen, befand sich in interessanten Umständen und weigerte sich, selbst seiner Mutter gegenüber, die Vaterschaft anzugeben. Welch' ein Skandal! „Der Gemeinderat sollt's nicht dulden! der Gemeinderat sollt' sich dreinlegen!“ hörte man entrüstet ausrufen. Wirklich wurde der Fall von genannter Behörde ebenfalls in Beratung gezogen.

„Was wollen, was können wir tun?“ rief der Statthalter maßleidig aus. „Früher, in der guten, alten Zeit, ja, da war es noch anders! Da war es in solchem Fall der

Hebamm' zur Pflicht gemacht, wenn das schwere Stündlein nahte, die Vorgesetzten herbeizurufen, die dann so lange und so scharf in die Person drangen, bis sie bekannte. Heutzutage aber unter der neuen Regierung — was kümmert sich diese Regierung um Zucht und Ehrbarkeit!"

Ich mußte meiner Mutter beipflichten, welche sagte: „Die gute, alte Zeit — vor hundert Jahren schon wurde die gute, alte Zeit gepriesen, und in hundert Jahren werden ältere Leute es wieder tun. Und doch muß ich bekennen, daß, so weit ich einfältig Frauchen urteilen kann, die heutige Welt vielleicht weniger fromm, in mancher Hinsicht dagegen eher besser geworden ist, als die frühere mit ihren Roheiten und Gewalttätigkeiten es gewesen ist. Es hat halt jederzeit gute und böse Menschen gegeben, und so wirds wohl bleiben bis ans Ende der Tage."

Um aber auf das unglückliche Geschöpf, Scherenschleifers Anneli genannt, zurückzukommen: Die junge Wöchnerin wurde von schwerer, sehr gefährlicher Krankheit ergriffen. Und angesichts des nahenden Todes berichtete sie: „Euch, lieber Herr Pfarrer, will ich den Namen meines Verführers nennen .... Er versprach mir, wenn ich schweige, jährlich hundert Franken zu zahlen, das erste Jahr noch etwas mehr. Ich schwieg, dem armen Kind zulieb. Nun aber muß es — doch jemand wissen . . ."

Sie hatte es dem Pfarrer bekannt und außer ihm hatte es niemand vernommen, als die in demselben Häuschen wohnende, an der Türe horchende Hausierergret.

Und ehe die Sonne unterging, wußte es das ganze Dorf: „Das Anneli hat gestanden — es ist des Statthalters Benz, der fromme Duckmäuser — denkt euch, denkt!"

Der Statthalter wurde vor Ärger krank und sein Benz, hieß es, er gedenke nach Amerika auszuwandern. „Wenns nach jenem Lande nicht so weit wäre und das Meer nicht so tief!“ hörte man spotten.

In betreff des Jungzimmermann aber kam es, wie der Küferhänel vorausgesagt hatte; die Gerichte entschieden zu Ungunsten unserer Gemeinde, die den Jüngling mit Heimatschriften zu versehen verurteilt wurde.

„Von Rechts wegen“, begehrten die „Jungen“ auf, „sollte der Ammann, weil er das Säumnis begangen hat, die Einkaufstaxe bezahlen; es geschäh' ihm damit völlig recht!“

Das Fußübel des Genannten war zwar gewichen; die gute Laune jedoch wollte bei ihm lange nicht zurückkehren, die Schuld daran hatte das „Mißgeschick“, von welchem sein naher Freund Statthalter betroffen worden, sowie die Anfechtungen, so er von seinen politischen Gegnern fortwährend zu erleiden hatte. Schließlich beruhigte er sich mit dem laut ausgesprochenen, trotzigen Gedanken: „Was hab' ich eigentlich dem Pack nachzufragen? Lassen wir es doch poltern und schimpfen, nützen wird es ihnen, den „Jungen“, doch nichts!“

Worauf seine Frau Helene in ihrer allzeit ruhigen, sanften Ausdrucksweise versetzte: „Da hast du gewissermaßen recht, Hans! Tu' du deine Amtspflicht nach bestem Wissen und Ermessen und überlass' alles übrige dem Urteil des lieben Gottes.“

VIII.

Meine Mutter pflegte — was bei ihrem vorgerückten Alter und der zunehmenden Gebrechlichkeit wohl zu begreifen — sich abends frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Ich dagegen —

womit sollte ich, der wach zu bleiben hatte, zumal zur Winterszeit die langen Winterabende und -Nächte zubringen?

Der Pfarrer war so freundlich gewesen, mir eine Anzahl Bücher naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Inhaltes zu leihen. Der gute alte Herr mochte kaum ahnen, welch' große Dienste er mir damit erwiesen. Ich konnte mich in die ebenso interessante als belehrende Lektüre so tief versenken, daß es manchmal aus ihrem Schlafstübchen heraus der Mahnung meiner Mutter bedurfte: „Pauli, die Stund' ist da, du wirst wieder gehen müssen! Vergiß nur nicht, jedesmal das Haus richtig abzuschließen . . ."

Oftmals, wenn ich, meine Dienstpflicht befolgend, zu mitternächtlicher Stunde die Dorfgassen durchschritt, herrschte in den Häusern, Hütten und Stadeln ringsum tiefste Ruhe; höchstens daß ein matt erleuchtetes Kammerfensterchen andeutete, daß eine Mutter über ihrem kleinen Kinde wachte. Droben am hohen Himmelsgewölbe leuchtete und flimmerte in aller Pracht das unzählbare Heer der Sterne, ein jeder wandelnd seine vorgezeichnete, unverrückbare Bahn; ein von Gottes Hand hervorgegangenes, bewunderungswürdiges Uhrwerk, das niemals stille steht und in Ewigkeit keiner Reparatur bedürftig wird — wessen Herz sollte da, beim Betrachten dieses erhabenen Himmelswunders, nicht von Staunen, Demut und Anbetung erfüllt werden? Doch nein, dem Großteil unseres Volkes sind solche Gefühle fremd. Beim Anblick des gestirnten Himmels meinen die Leute, jener sei bloß geschaffen der Erde wegen, zu ihrer Beleuchtung und nächtlicher Dekoration; oder sie denken sich dabei auch gar nichts. Ja, wollte einer unseren Bauern begreiflich machen, daß unsere Erde, aus der Himmelsferne besehen, ebenfalls nur ein flimmerndes Sternchen sei und zwar

bloß eines minderer Größe, und daß, wie die Gelehrten behaupten, einige der großen leuchtenden Sterne mit lebenden Wesen bevölkert seien, vielleicht mit weit vollkommeneren als wir Erdenmenschen sind — sie würden einem ins Gesicht lachen und sagen, „Ist der Kerl auch noch bei Trost?“ Stößt man doch schon mit der Lehre der Kugelgestalt unseres Weltkörperchens und dessen alljährlichen Laufes um die Allmutter Sonne auf ungläubiges Kopfschütteln. — „Hähä, das kann gar nicht sein, man sieht ja die Sonne jeden Morgen und Abend deutlich auf- und untergehen!“ Sogar unser alte Schulmeister war zu der neuen Theorie nur schwer, oder, wie ich vermute, innerlich nicht mehr zu bekehren.

Desto gläubigere Herzen fanden damals noch die Hexen-, Spuk- und Wundergeschichten, die in den Kiltstuben von alten Leuten als selbsteigene Erlebnisse und mit hochernster Miene zum Besten gegeben wurden — es wäre zu einfältig, sie hier nachzuerzählen.

Die abergläubische Gäßlebäuerin fragte mich: „Hast du denn auf deinen nächtlichen Gängen noch keine Ungeheuer gesehen, Pauli?“ Worauf ich antwortete: „Zur Nachtzeit, nein! Wohl aber bei Tag!“

Ich dachte dabei an unsern Nachbar schrägüber, Hohljoggel genannt, der die beiden von seiner zweiten Frau in die Ehe gebrachten Kinder bei den geringsten Vergehen auf die roheste Weise mißhandelte und sogar seinen eigenen greisen Vater elend Hunger leiden ließ. Meine Mutter sagte: „Der unglückliche, alte Mann könnte einem dauern. Aber wenn man bedenkt, daß er seine gliedsüchtige Schwiegermutter nicht minder grausam behandelt hat . . . Solche Sünden rächen sich. Dem Joggel wird's mal ebenso ergehen, du wirst sehen!“

Begebenheiten, die in Städten und größern Ortschaften bloß flüchtige Beachtung finden — in einem entlegenen Bauerndorfe gestalten sie sich zu wichtigen Ereignissen, an welchen der Klatsch wochenlang zu zehren pflegt.

Viel zu reden gab zu jener Zeit namentlich die Liebesgeschichte von des Schlüsselbauern Mareili. Die Alten hatten das Mädchen dem Pflughöfermichel versprochen; doch konnte jenes zu dem zwar reichen, dabei aber läppischen und groben „Bauernkolli" keine Neigung finden, besonders seitdem es auf dem Tanzboden die Bekanntschaft mit einem gebildeten jungen Mann, von Beruf Feinmechaniker, gemacht hatte. Aus der Bekanntschaft wurde rasch ein Liebesverhältnis. Es kam zwischen Eltern und Tochter deswegen zu gegenseitigen trotzigen Erklärungen, schließlich zu heftigen aufregenden Szenen, die damit endigten, daß eines Morgens das Mädchen aus dem Hause verschwunden war, und verschwunden blieb. Und alle Nachforschungen nach dessen Aufenthaltsort erwiesen sich als fruchtlos. Darüber große Beängstigung bei den Alten. Es war doch ihr Kind, ihre einzige Tochter. Auch der Mechaniker, an den man sich schließlich wandte, wollte nichts wissen. Endlich langte ein Brief an, aus der Grenzstadt B., von der schmerzlich Vermißten, und worin diese ihren Entschluß kund gab, nach Amerika auszuwandern, die Eltern möchten nur das nötige Reisegeld einschicken. Das konnten und wollten die Eltern nicht zugeben. Ich erhielt den Auftrag, dem Mädchen zu schreiben, es solle nur unverzüglich nach Hause kommen, sie hätten gegen eine Heirat mit dem Mechaniker nichts mehr einzuwenden. Ich bestand darauf, daß der Alte, so gut es ging, dem Schreiben seine eigenhändige Unterschrift beifügte; er hatte also sein Wort gegeben und mußte es halten . . . Das ein schwarzseidenes Halstuch ent-

haltende Päckchen, welches ich einige Tage später per Post zugesandt erhielt — es war mir leicht, den Namen der „dankbaren“ Geberin zu erraten.

Eines Tages läutete das Sterbeglöcklein. „Wem gilt's?“ fragten sich die Leute, neugierig die Köpfe erhebend. Die Antwort lautete: „Dem Beuntenfeldbaschi!“ *)

Der Mann war als arger Rackerer bekannt, der, so lange die Feldarbeiten dauerten, sich keine Ruhe gönnte Tag und Nacht. Auch von seinem Geize erzählte man sich die wunderlichsten Dinge: Jedesmal, wenn seine Frau von ihm Geld verlangte — und das geschah doch monatlich bloß einmal — um ein Viertelpfund Kaffee oder ein Stückchen Seife und andere notwendige Dinge einzukaufen, setzte es im Hause Streit ab. Und erst das Elend, wenn eines in der Familie eines Kleidungsstückes bedurfte! Und die magere Beköstigung, da die Butter bis auf das letzte Tröpfchen zu Geld gemacht werden mußte, desgleichen die Hühnereier, samt und sonders, da der Alte dabei die strengste Kontrolle ausübte. Auch sein zahlreiches armes Vieh ließ er hungern oder fütterte dasselbe bloß mit Hafer- oder Wickenstroh, sodaß er einmal wegen Tierquälerei gebüßt werden mußte. Um das Brennöl zu sparen, das doch die Bauern sich damals noch auf ihren Repsfeldern in mehr als hinreichendem Maße selbst pflanzten, duldete er kein Stubenlicht, und seinen stumpfsinnig dreinblickenden Buben verbot er, auf der warmen Ofenbank „herumzurutschen“, damit sie nicht ihre unzähligemal geflickten Beinkleider abnützten; oder aber sie mußten zuvor sich derselben entledigen. . . Wehe seinen Weibsleuten, wenn etwa ein schon mehrfach geheftetes,

*) Bastian.

irdenes Eßgeschirr endlich in Stücke brach oder eine seit Jahren gebrauchte Kochpfanne unbrauchbar geworden — das Poltern des Alten wollte kein Ende nehmen. War ein Schwein geschlachtet worden, reute es ihn sofort, hiezu seine Einwilligung erteilt zu haben, es reute ihn das Salz, um eine richtige Beize herzustellen, und lieber ließ er das Fleisch zugrunde gehen, als daß er — aus lauter Geiz — sich und den seinigen den Genuß desselben gönnte. Und als er eines Tages erkrankte, sehr ernsthaft erkrankte, wehrte er verzweifelt: „Nein, nein, keinen Doktor holen, das kostet nur Geld!" Und als er den Gevatter Tod nahen fühlte, stöhnte er: „Ich will nicht sterben, erst noch das Kapital zusammenlegen, die — tausend Franken — Kapital . . .!"

Es war eine sehr bösartig auftretende Lungenentzündung, die den Geizhals hinweggerafft hatte, und während selbigen Märzwochen in unserer Ortschaft zahlreiche Opfer forderte. Es starben nach kurzer Krankheit eine junge Frau, Mutter einer Schar Kinder, zwei Jünglinge, erst noch so blühend und kräftig. Als man des Gerbers Lieschen, die hübscheste und hoffärtigste Bauerntochter der Dorfes berichtete: „Deine Gotte Müllerin hat sich zu Bett' gelegt, du solltest sie doch auch besuchen gehen!" da rief die zimperliche junge Schöne: „Ach, laßt mich doch! Ich fühl' ein Grauen vor jedem Kranken, ich würd' selbst auch krank." Die Müllerin genas. Der Totengräber aber schaufelte ein frisches Grab — für des Gerbers Lieschen . . .

Gut, daß endlich der feuchte Märznebel zu weichen begann und ein die Luft von ungesunden Dünsten reinigender Ostwind eintrat, der Frühling mit seinem neu belebenden goldenen Sonnenschein kam. Das Sterbeglöcklein verstummte, und

auf die traurigen folgten wieder andere, ergötzliche Dorfbegebenheiten.

Da war zunächst die „Geschichte“ von der „Prinzeß“.

Sie war die Tochter eines ehemaligen französischen Söldners, Spenglerschagg genannt, der, obschon in sehr bescheidenen Verhältnissen lebend, sein ruhmrednerisches Wesen, sowie den fremdländischen Accent sein Leben lang bewahrte. Auch seine Frau, eine geborne Welsche, war ebenso eitel als einfältig. So soll sie sich einmal ausgesprochen haben: „Unsere Hortense ist von Schönheit und Feinheit eine wahre Prinzeß, und es wär' jammerschad, wenn sie in dem kotigen Bauernnest ihr Leben zubringen müßt'.“ Hortense wurde nach der Stadt verbracht, zu einer Modistin in die Lehre getan, verblieb daselbst etliche Jahre.

Eines Frühlingstages verlautete es: „Die Prinzeß ist auch wieder einmal auf Besuch gekommen! hat städtisches Flitterzeug an, trägt Schleier, goldiges Ohrgehäng und Uhrkettchen, samt glänzenden Handschühlein an den Fingern. Tut vornehm, wie eine wirkliche Prinzeß — dem Spenglerschagg seine Tochter — ist das nicht zum Lachen? Und morgens soll ihr Schatz anrücken — nun paßt mal auf!“ Wirklich erschien des folgenden Tages im „Ochsen“ ein junges bebrilltes Herrchen in Zylinderhut und Handschuh, ließ sich ein Frühstück geben und fragte auf Hochdeutsch nach der Wohnung des Fräulein Hortense Fäßler. Man wies ihn nach des Gerbers „Stöcklein“, wo der Spenglerschagg sich damals eingemietet hatte. Von der Prinzeß und ihren Eltern waren zum würdigen Empfang des werten Gastes die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden; von der gutmütigen Gerberin hatte man sich auf den Tag hin einige hübsche Stubenmöbel,

von der Ochsenwirtin das benötigte Eß- und Trinkgeschirr leihen lassen. Das Zubereiten der Mahlzeit machte der „Schaggin“, die in ihrer Mädchenzeit Herrschaftsköchin gewesen, keine Sorge, sofern nämlich das benötigte Material zu Gebote stand; auch dafür war in ausreichender Weise gesorgt worden .... Nach dem Essen begab sich der Gast an das offenstehende Stubenfenster und sagte zu dem aus einer langen Tabakspfeife schmauchenden „Hausherrn“, in das Freie hinaus deutend:

„Sie haben da sehr zahlreiches und schönes Vieh.“ Es war dasjenige des Gerbermeisters, das soeben zur Tränke geführt wurde.

„Ja, ja“, antwortete der Spengler, ohne aufzublicken. „Aber der tägliche Verdruß, so man mit diesen Dienstboten hat!“

„Und der prächtige Baumgarten mit den vielen blühenden Obstbäumen drin.“

„Gelt, gelt!“

„Sie müssen viel Land besitzen.“

„Viel Land, ja, und alles in der Nähe.“

„So, so!“

Der junge Herr schien außerordentlich befriedigt zu sein. Er lud die Familie ein, mit ihm nach dem „Gasthof“ zu gehen, zu einer guten Flasche. Worauf jedoch Vater Schagg stolz erwiderte: „Verzeiht, ich trink mein Glas Wein stets zu Haus', weiß ich doch dann, daß es ein echter Tropfen ist. — Frau geh' noch eine Bouteille heraufholen — unter der Kellerhürde links, du weißt ja!“ — Eigentlich hatte die ebenfalls aus dem „Ochsen“ bezogene Flasche längst bereit gestanden auf dem Küchentische.

So berichtete das für jenen Tag als Dienstmädchen gedungene Häuslerbäbi, obgleich es gelobt hatte, alles geheim zu halten.

Hernach gingen die beiden Verliebten Arm in Arm im Dorfe herum spazieren, nicht achtend die spöttischen Blicke und Glossen, welche sie dadurch überall herausforderten. Die Schaggin rühmte ihren Nachbarinnen: „Er ist Kaufmann in Zürich und fürchterlich reich. Muß aber notwendiger Geschäfte wegen heut' abend wieder verreisen. Die Hortense wird ihn bis ins Städtchen begleiten. Denn denkt euch, sie haben sich verlobt: Er hat meine Tochter auf dem Maskenball kennen gelernt; er heiratet sie ihrer Schönheit und gebildeten Manieren wegen. Ach, die Hortense wird so überaus glücklich werden, und es ist ihr das Glück so sehr zu gönnen!"

Die Eheverkündung fand schon am zweitfolgenden Sonntage statt. Doch zum Eheabschluß kam es nicht, da der Bräutigam in Erfahrung gebracht, daß Fräuleins Papa nicht Gutsbesitzer, also nicht reich war, und er selbst sich schließlich als Coiffeurgehülfe entpuppte.

Darüber ein Gespötte und Gelächter im Dorfe, kaum zu beschreiben.

IX.

Bis zu selbigem Zeitpunkte, 1850, hatten die Schweizerkantone und Kantönlein ihre Souveränitätsrechte auch in Bezug auf das Münzregal ausgeübt. So viele Kantone, so mancherlei Rappen, Kreuzer, Halbbatzen, Batzen u. s. w. mit verschiedenartigem Gepräge und von solcher Beschaffenheit, daß man, wenn sie längere Zeit im Umlauf gewesen, große Mühe hatte, die Wertzeichen der abgegriffenen runden Blechlein zu erkennen. Ein

fernerer Uebelstand zeigte sich auch darin, daß die von einigen Kantonen herausgegebenen Scheidemünzen, wie z. B. die Bündner und die Walliser Batzen „verrufen“ waren, und sich außerdem eine große Menge kleiner ausländischer Silbermünzen, z. B. „Fünf- und Sechskreuzerlein“ eingeschlichen hatten, die oftmals nur schwer wieder loszubekommen waren.

Nun sollte es nur noch eine Münzstätte geben, die des Bundes, nur noch eine Währung für das ganze Land, die des an die lateinische Münzkonvention sich anschließenden Frankens. Ich hatte den Auftrag erhalten, den Dorfbewohnern von Haus zu Haus anzuzeigen, daß das alte Geld bis zu einer bestimmten Frist bei dem Ammann gegen neues umgetauscht werden könne.

Dieser Umtausch vollzog sich nur zögernd und mit offenkundigem Widerwillen. Mißtrauischen Blickes betrachtete man sich die neuen blanken Geldstücke, und selbst der Ammann brummte verdrossen: „Es wäre besser beim gewohnten Alten geblieben, hm hm! Der Deixel mag wissen, was die fürwitzigen Herren in dem Bern droben noch alles beschließen werden!“

Und erst die Währung des neuen Geldes — trotz den ausgeteilten deutlichen Reduktionstabellen vermochten ältere Leute sich damit nicht zurecht zu finden. In den Kramläden wurde immer noch nach alter Währung, sowie auf den Viehmärkten nach Dublonen und Neutalern gehandelt.

Als des Ammanns Otto dagegen — der stattliche junge Bursche in den Dragonerrekrutenkurs einzurücken hatte, nahm er die ihm bereit gelegte Rolle Silbertaler ungeprüft in Empfang, begab sich gleichwohl hernach zur Mutter in die Hinterstube, mit dem Bemerken: „Vater hat mir nur Grobes gegeben, ich muß doch auch noch Kleingeld haben.“ Da lächelte die Gute und öffnete die Truhe ihrer Privatkasse. Otto griff

herzhaft hinein und nahm eine ganze Handvoll heraus — auch „Grobes" befand sich darunter. „Welch ein Schelm du bist!" lautete der keineswegs ernst gemeinte Vorwurf. „Nun aber geh', und sei brav, und trag Sorg zum Geld und zu deiner Gesundheit — gehört?"

Der Ammann schaute seinem von dannen reitenden Sohne lebhaften Blickes nach. Offenbar aber galt sein Interesse mehr dem Pferde, denn dem jungen Reiter. „Ein schönerer und besserer Gaul wird kaum einrücken!" meinte er mit sichtlicher stolzer Befriedigung.

Einige Wochen später — ich glaube, es war eines Sonnabends — hatte ich meinem Vorgesetzten das „Wochenblatt" nebst andern Postsachen zu überbringen. Draußen auf der Gasse erhob sich Lärm. „Dragoner!" schrieen die Schulbuben und rannten dorfauf. „Unser Otti!" rief die Ammännin freudig aus. Ihr Mann beauftragte mich, einen Marchzins auszurechnen. Nach einer Weile sagte er ungeduldig: „Wenn's der Otti ist — warum kommt er denn nicht?"

„Haben halt nochmals Einkehr gehalten. Es seien nämlich noch Kameraden dabei", entschuldigte die Ammännin.

„Gewiß im Ochsen!" warf der Alte stirnrunzelnd ein. „Mein Jung beim Öchslein!"

„Bedenke doch, Hans, daß junge Leut' sich um Politik noch wenig kümmern. Und wie gesagt — es sind ja Kameraden bei ihm!"

Von der Küche her, in welche die Hausfrau sich begab, drangen süße Braten- und Kuchendüfte in die Wohnstube herein. Der Grund ward mir sofort erklärlich. Eine städtisch gekleidete stattliche Frau trat aus der Nebenstube heraus, der Ammännin Schwester, nebst ihrem Töchterchen, ihrem einzigen

Kinde — einem jungen Backfisch von sehr schlankem Wuchse und auffallender Magerkeit, das Rabenhaar geschoren, und mit seinen prächtig dunkeln Augen scheu dareinblickend.

Ein vollendetes Familienfest. Denn nicht nur der Sohn Dragonermilize, sondern auch der „Student“ waren zu Hause eingetroffen, letzterer wiederum in die glücklichen Ferien.

„Tante“ reiste selbigen Abends schon nach dem Städtchen zu ihrem „Tyrannen“ zurück, der doch nicht das Postbureau und den Spezereiladen zugleich besorgen konnte oder wollte. Jung-Fanny dagegen hatte die Erlaubnis erhalten zu längerm Verweilen im Hause ihrer lieben Gotte. Es war bestimmt, daß sie nach wenigen Wochen in ein Töchterpensionat der französischen Schweiz verbracht werden sollte. Also gewissermaßen ein Abschiedsbesuch.

Hardli, der Student, sah noch schmächtiger und blässer aus denn früher. „Die Klostermauern!“ meinte seine zärtlich besorgte Mutter, und fügte bei: „Nun aber, nach zwei Monaten, geht er nach Feldkirch oder Innsbruck — wahrscheinlich nach Innsbruck, wo eine gelehrtere Schule ist und zugleich gesündere Luft. Unterdessen werd' ich ihn zwingen, sich so viel möglich im Freien zu bewegen, sowie morgens und abends frische Kuhmilch zu trinken. Die Studienbücher hab' ich ihm bereits verborgen.“

Er ging wirklich viel spazieren in Wald und Feld. Zu Hause angelangt, nahm er zumeist seine Geige zur Hand; Bäschen Fanny setzte sich zu seinen Füßen und schaute andächtigen, bewundernden Blickes zu dem jungen Künstler empor.

Warum ich mich vorzugsweise mit des Ammanns Familie beschäftige? E i n e Ursache war die, daß meine Dienstpflicht mich alltäglich in jenes Haus führte; den zweiten Grund wird der geneigte Leser später erfahren . . .

Um meiner Aufgabe als Dorfchronikschreiber gerecht zu werden, darf ich andere in unserer Gemeinde sich ereignende, mehr oder minder wichtige Vorfälle nicht unerwähnt lassen.

Eines Kiltabends, als meine Mutter sich just zur Ruhe begeben wollte, wurde heftig an das Stubenfensterchen gepocht. Und eine Stimme, die unserer Nachbarin „Kappenweberin", rief in kreischendem, kläglichem Tone: „Pauli, ich bitt', komm doch, komm!" Sie eilte laut stöhnend voraus, nach Hause zurück. In der Tenne stand ein brennendes Laternchen, unweit davon lag ein menschlicher, männlicher Körper. Es war der armen Witwe einziger Sohn, ein kaum zwanzigjähriger, höchst eingezogen lebender Jüngling, der jeden Frühmorgen nach dem Städtchen, in die Holzstoffabrik arbeiten ging, um abends zu bestimmter Stunde zu seiner Mutter zurückzukehren. Jenes Abends wollte er für die Ziegen noch Streue von dem hohen Getreidesöller herunter werfen, muß dabei einen Fehltritt getan haben — und das Unglück war geschehen. Er blutete aus Mund, Nase und Ohren, und wollte trotz allen angewendeten Belebungsmitteln nicht zur Besinnung kommen; die Mutter jammerte und schrie so laut, daß auch andere Nachbarn herbeigeeilt kamen. Des Hansjoggis Nazi sagte: „Der Doktor befindet sich just im Dorf, bei des Gürtlers Mutter." — „O geht ihn holen, ich bitt'!" flehte die Kappenweberin. Nach wenigen Minuten traf der Arzt ein. Er drehte den Kopf des Verunglückten hin und her, drehte denselben beinahe ringsum. — „Genickbruch", lautete sein Ausspruch, „der Tod muß sofort eingetreten sein . . ."

Die Weberin schrie: „Nein, nein, Ihr irrt Euch, Herr Doktor — mein guter Franzi tot — es kann nicht sein — nein, nein!"

Er war ihr einziger Sohn, ihre einzige Hilfe und Hoffnung gewesen, sie konnte an seinen Hinschied nicht glauben, sich nicht darein schicken. Sie hatte sein Haupt in ihren Schoß gebettet, rief ihn bei den zärtlichsten Namen, und weigerte sich beharrlich, die Leiche aufbahren zu lassen — es war zum Erbarmen. „Ach Gott, sie hat den Verstand verloren", flüsterte des Naglers Karoline mir ins Ohr, und ich mußte ihrer Ansicht beipflichten. Wir sahen uns genötigt, Gewalt anzuwenden — das Schreien und Jammern der unglücklichen armen Witwe ging einem durch Mark und Bein.

Abends wurde im Trauerhause, wie in katholischen Gegenden gebräuchlich, laut gebetet, ein Rosenkranz nach dem andern. Eine Hochzeitsgesellschaft kam in angeheitertem Zustande daher gefahren, hielt im Hause gegenüber an, stieg lärmend und grölend aus — des Gäßlibauern Sepp, seine Angetraute, nebst zahlreichen Gästen. Die Bäuerin mahnte: „Nicht so laut, da drüben liegt eine Leich'!"

„Was, Leich'!" rief eine rauhe, lallende Männerstimme, „jetzt wird nicht gestorben, jetzt tut man hochzeiten, hahaha!"

Mittlerweile war die Zeit des ersten Stundenrufes gekommen. Auf der Kreuzgasse begegnete mir der Pfarrherr mit dem Allerheiligsten, auf dem Wege zu der totkranken, alten „Gürtlerin". Vom Bühl herunter schallten die übermütigen Jauchzer eines glücklichen Kiltbuben.

Bilder aus dem irdischen Leben! mußte ich unwillkürlich denken. So viel Freude und Jammer so nahe beisammen wohnend!

Im Herbst zuvor hatte unser strebsamer junge Schulmeister einen Männerchor gegründet. Nun gedachte er im Laufe des nahenden Winters sich mit demselben öffentlich zu

produzieren. Ein Liederkonzert war in Aussicht genommen, nebst dem volkstümlich gewordenen Schwank „Der Nachtwächter“ von Th. Körner.

Seppli, des Ammanns Viehknecht, der davon noch keine Kenntnis erhalten hatte, sagte eines Tages zu der jungen Hausmagd — und diese erzählte es nachher mir —: „Ich fürchte fast, unser Otti ist am Überschnappen! Wo er geht und steht, im Stall, in der Futtertenn' und auf der Heubühne, kann man ihn laut mit sich reden hören, wunderliches, hochdeutsches Zeug, worin ein Röschen vorkommt. Sogar Helfio und Feurio tut er mitunter ausrufen, denke dir! Du wirst sehen, Vroni, es fängt bei ihm gar bedenklich an, zu hapern.“

„Was du da sagst!“ rief das mutwillige Mädchen, sich zu einer ernsthaften Miene zwingend, erschrocken aus. „Ein solch reicher und doller*) junger Bauernsohn am Närrischwerden! Da mußt du recht aufpassen, Seppli, und beizeiten Anzeige machen. Oder, wenn er wieder einen solchen Anfall kriegt, ihn laut anreden.“

„Hab's schon getan, schon getan, gestern nachmittags. Da rief er mir von dem Heuboden herunter zornig zu: „Das geht dich nichts an, geh' du deine Küh' striegeln!“

„Hihihi!“

„Du magst noch lachen, Mädchen, bei einem solchen Unglück im Haus'!“

„Hihihi!“

Um die Verblüffung des sonst so mundfertigen Burschen voll zu machen, erscholl hinter seinem Rücken ein ausgelassenes

---

*) stattlich.

„Hehehe!“ Es war Otto, der herbeigeschlichen und die Unterhaltung der beiden Dienstboten angehört hatte. Seppli verließ eiligst die Küche und sprach zu sich selbst: „Aus dem Bergheuet von damals ist mir ein ferneres Wort im Gedächtnis geblieben, es heißt: „Ämbeßil“.*) Jetzt war ich, wie ich hintendrein merke, ebenfalls ein Ämbeßil . . . Aber warte nur, Vroni, diese Falschheit sollst du mir büßen, die Reihe wird ein nächstes Mal an dich kommen, zähl' darauf!“

Ottos Denken und Sinnen beschäftigte sich aber in jenen Tagen noch mit ganz andern Dingen, als bloß mit der ihm zugedachten Theaterrolle. Vor etwa drei Wochen war ihm nämlich die Ehre zuteil geworden, bei der Taufe eines Taglöhnerkindes Patenstelle zu versehen. Wohl hatte sein gestrenger Vater gegen die Wahl der hübschen „Gotte“ Bedenken erhoben. „Des Kirchmeiers Mädchen“, brummte er, „weshalb gerade dieses? Man weiß doch, daß der Alt' mir heimlich feind ist, bei den Wahlen gegen mich geschafft hat, und ich ihn ebenfalls nicht mag, hm hm!“ Erst auf Frau Helenens beschwichtigende Bemerkung: „Ei, was hat denn das Gevatterstehen weiters zu bedeuten, als eine fromme Christenpflicht? Das dauert einen Nachmittag und alles ist vorbei, du wirst sehen!“ Da gab er endlich nach. Der Mutter Prophezeiung erwahrte sich aber keineswegs. Die junge hübsche Patin wußte so munter zu schwatzen, das fernere tat das Spiel ihrer schalkhaften Braunäugelein — Ottos Jünglingsherz fing Feuer im Handumdrehen. Er vermochte sich von dem reizenden Mädchen fast nicht zu trennen. Doch schon bei seiner Ankunft zu Hause wartete seiner eine unerwartete grau-

*) imbécile.

same Abkühlung, indem sein ihm die Pforte öffnender Vater ihn mit den Worten empfing: „Spät, Mussieh, spät! Also dich bei des Kirchmeiers aufgehalten bis fast elf Uhr, he? Nun, ich will's dir gleich sagen: Dorthin gehst mir nimmer, daß du's nur weißt!"

„Ist doch eine ehrbare Bauerntochter", wagte der „Jung" einzuwenden, „und ich dachte —" Der Alte ließ ihn nicht ausreden, sondern versetzte mit strenger, drohender Miene: „Du hast nichts zu denken, das tu' ich. Und nun marsch, ins Bett!"

Ich selbst wußte die Gefühle des armen verliebten Jünglings vollkommen zu würdigen und zwar aus besondern Ursachen . . .

Bis vor kurzem war mir die Mädchenwelt vollständig gleichgültig gewesen, obgleich manch eine Dorfschöne es mich deutlich hatte merken lassen, daß sie nicht abgeneigt wäre, mit dem jungen Nachtwächter 2c. ein Verhältnis anzuknüpfen. Ich dachte an meine Invalidität und an meine Mutter, die mir als Haushälterin immer noch des vollkommensten genügte. Bis eines Abends . . .

Jenes Abends führten mich postdienstliche Angelegenheiten in des Ammanns Haus. Der Ammann aber und seine Frau waren nach der Stadt gefahren und noch nicht zurückgekehrt. Niemand war in der Stube als die Vroni, welche mich freundlich einlud, mich zu ihr an das Ofentischchen zu setzen. Es war zum erstenmale, daß ich mich mit dem hübschen, drallen und schalkhaften Mädchen allein befand. Ich half ihm Gemüse rüsten; wohl ungeschickt genug, denn es erfolgte ein Verweis nach dem andern. Neckische Zänkereien, die so weit führten, daß wir uns sogar gegenseitig auf die Finger klopften

und dabei ergötzlich lachten. Ich hielt dem Mädchen den „langen, scheeläugigen“ Zimmerman vor, worauf es rasch und lebhaft versetzte: „Da mit dem Langen ist nichts, bloß eine Erfindung Sepplis, daß du's weißt!“

Das war der Anfang. Die Fortsetzung folgte. An Gelegenheiten, das Mädchen unter vier Augen zu sehen und einige minnigliche Worte mit demselben auszutauschen, fehlte es nicht, d. h. wir beide wußten solche stets herbeizuführen. Und mein Denken und Sinnen hatte, wenn ich nachts einsam auf der warmen Ofenbank hockte oder lag, auf einmal eine ganz andere Richtung genommen. Ich dachte an Vroni. Ich wußte nun aus eigener Erfahrung, wie die Liebe kommt; unversehens hatte sie sich in mein Herz geschlichen, dasselbe mit seltsamer Wonne erfüllend. Ich hätte es nachts, bei meinem Stundenrufe, laut verkünden mögen: Ihr Leute wißt, und auch ihr glitzernden Sternlein dort droben vernehmt es: Sie liebt mich! Und wenn auch nur ein Dienstmädchen, ist sie gleichwohl das hübscheste, herzigste und liebenswürdigste Mädchen des ganzen Dorfes! — Vor des Ammanns Haus sang ich das Nachtwächterliedchen weit lauter und inniger denn sonstwo, sang zum erstenmale die beim jungen Schulmeister eingelernte neue Weise; und die geliebte Vroni hörte mich, gestand mir des folgenden Morgens, wie sehr ich sie erfreut habe.

So sorgfältig ich mein süßes Herzensgeheimnis auch gehütet wähnte, war die Frau Ammännin doch dahinter gekommen. Sie gab mir das eines Kiltabends zu verstehen mit den lächelnd gesprochenen Worten: „Die Vroni ist in der Küch', wenn du ein Weilchen zu ihr gehen willst, dir, Pauli, erlaub' ich es schon!“

Ich hielt es für meine Pflicht, auch meine gute Mutter, mit meiner jungen Liebschaft bekannt zu machen. „Ei, ei," sagte sie erfreut, „da hast du recht, dich rechtzeitig nach einem tüchtigen Frauchen umzusehen; denn wer weiß, wie lang' ich noch das Hauswesen besorgen kann — ich fürchte, nicht mehr lang'. Und was ich von dem Mädchen berichten gehört habe — ich denke, deine Wahl ist eine recht glückliche, greif' du nur zu!" Ich versetzte lachend: „So weit ist's noch nicht, Mutter, solche Eil hat es nicht, du genügst mir noch vollkommen!" versicherte ich aus dem Grund meines Herzens.

Eines Nachts rief ich zum zweiten Male die elfte Stunde aus. An dieser Zerstreutheit war die Vroni schuld, deren Kammerfensterchen ich soeben verlassen hatte, sowie die Eile, mit welcher ich, ein Versäumnis befürchtend, auf die Gasse zurückkehrte. — Ich fühlte auf einmal das Bedürfnis, mich sorgfältiger zu kleiden. Die Dorfmädchen neckten mich: „Nun wirst du der Vroni noch weit mehr gefallen, Pauli!" Ich fragte mich beinahe ärgerlich: Wie können sie um die Liebschaft wissen? Und wurde schließlich belehrt: Der Seppli, der eifersüchtige Seppli! —

Eines Nachts sah ich eine dunkle Männergestalt auf höchst verdächtige Weise sich von des Statthalters Scheune weg schleichen. Ich gewahrte, daß seine Schulter mit Pferdedecken ähnlichen Effekten beladen war, und schritt rasch auf ihn zu, in der Absicht, ihn festzunehmen. Er setzte sich energisch zur Wehr, schlug nach mir mit Stock und Fäusten, doch hatte ich ihn bei der Gurgel erfaßt und ließ nimmer los, mein Arm erwies sich länger, denn der seinige. Schließlich kamen mir auf mein Rufen Kiltbuben zu Hülfe; wir banden dem Wütenden mittelst eines herbeigeholten Strickes die Arme hinter

den Rücken, schleppten ihn nach dem Feuerspritzenhause und sperrten ihn ein. Ich stand davor Wache bis zum Morgen und ließ an den Polizeiposten des nahen Amtsstädtchens Meldung abgehen.

Der Inhaftierte erwies sich als ein unlängst aus der kantonalen Strafanstalt ausgebrochener gefährlicher Gewohnheitsdieb, auf dessen Wiedereinbringung eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt war; diese wurde zur Hälfte dem Polizeiwachtmeister und zur Hälfte mir zugesprochen. Außerdem sprach mir der Ammann namens des Gemeinderates für meine mutige Tat eine Belobigung aus — „Hm, hm!“ Höher aber als dies alles galt mir das Kompliment meiner geliebten Vroni: „Wie du Kurasch hast, Pauli, potz Tausend!“

Eine unangenehme Erinnerung an das nächtliche Abenteuer sollte freilich nicht ausbleiben. Es war dem Strolch nämlich gelungen, mir bei dem Ringkampfe einen Biß in den kleinen Finger zu versetzen. Ich achtete die Wunde anfänglich nicht. Nach einigen Tagen schwoll die Hand, schwoll der Arm und stellten sich arge Schmerzen ein. Mein tief bekümmertes Mütterchen nötigte mich, zum Doktor zu gehen und dieser erklärte: „Es war die höchste Zeit, schon zeigen sich unzweideutige Anzeichen von Blutvergiftung. . .“

X.

Die Weihnachtsfeiertage waren vorbei, es folgte die fröhliche Faschingszeit. Auf den Abend des ersten Fastnachtsonntags hatte der Männerchor seine musikalisch-dramatische Aufführung anberaumt. Im Hintergrund der geräumigen Schulstube wurde mit Genehmigung des Gemeinderates eine Schauspielbühne hergerichtet.

Konzert und „Theater“, das war für unsere einfromme Dorfbevölkerung etwas ganz Neues. Alle Welt, absonderlich die junge, sah diesem Ereignisse mit großer Spannung entgegen.

Der Ammann hatte, gleich den übrigen Dorfhonoratioren für sich und seine Frau Freibillette zugestellt erhalten. Er zeigte sich noch unentschlossen. Seine Frau Helene jedoch meinte: „Da darfst du nicht fernbleiben, Hans, der Lehrer und die Sänger würden's dir arg verübeln.“

„Hm hm!“

„Und ich, Männchen, geh mit, diese unschuldige Freud darfst mir wohl gönnen. Die Vroni hat mir das Versprechen gegeben, getreulich das Haus zu hüten, nämlich zuvor alle Türen sorgfältig abzuschließen!

Ich war für die Aufführung mit dem Türhüterposten oder vielmehr mit dem Billetabnehmeramte betraut worden, konnte also ersterer nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenken. Zwei, drei Männerchorlieder — noch ungeschulte, rauhe Stimmen, die bei den Fortestellen eine Kraft entwickelten, daß die Fenster zitterten, die Pianozeichen aber noch nicht zu kennen schienen. Es kamen immer noch Leute, Kinder traten ein und aus, es war mir unmöglich, meinen Posten im Korridor zu verlassen und drinnen wurde mit dem Lustspiele begonnen, ich vernahm das Lärmen und Lachen der „Studenten“, den Sang des verliebten „Nachtwächters“, hernach seine Hilf- und Alarmrufe, die lauten Heiterkeitsausbrüche des hochvergnügten Publikums. . . . Zum Schlusse noch ein Männerchorlied, „Gute Nacht“, und die Vorstellung war aus. Jung und alt drängte zu der Türe heraus; zuletzt der würdige Gemeindevorsteher mit seiner Frau. Letztere raunte ihm ins Ohr:

„Wir hatten freien Eintritt, Hans, drum ziemt es sich, daß du an der Kasse was liegen lässest, ehrenhalber!“

„Bah!“ klang es widerwillig.

„Du darfst nicht anders, Hans, nachdem der Pfarrherr schon beim Eintritt einen Fünfliber geopfert!“

Was konnte er anders tun, als, so sehr es ihn auch reuen mochte, dem Kassier ebenfalls ein „Rädchen“ in die Hand zu drücken.

„Sollt höflichen Dank haben, Herr Ammann!“ sagte jener erfreut.

„Ist gern geschehen“, knurrte der Dicke, sich einer üblichen Redensart bedienend. In seinem Munde jedoch und unter dieser Verumständung klang das Wort so ergötzlich, ich vermochte mich des hellen Auflachens kaum zu erwehren. Die Schicklichkeit erforderte, daß ich das ältliche Ehepaar bis vor die Haustüre geleitete. Die Ammännin sagte: „Siehst Hans, alle Welt geht in den „Ochsen“, auch der Männerchor, um sich zu stärken und fröhlich zu sein. Man nennt das den zweiten Akt.“

„Meinetwegen den dritten, ich geh nach Haus!“

Gegen diese Starrköpfigkeit ließ sich nicht aufkommen. Frau Helene mußte sich wohl oder übel fügen. Ein Weilchen später folgte ich nach, ich konnte doch nicht anders, als meinem Liebchen noch hurtig Gutenacht zu sagen, nämlich an das mir wohlbekannte Kammerfenster zu pochen. . .

Das Jahr war in landwirtschaftlicher Beziehung ein sehr gutes gewesen. Darum beschloß in jener Nacht die versammelte Dorfburschenschaft, nach langer Zwischenpause wieder einmal eine richtige „Fastnacht“, d. h. einen Subskriptionsball abzuhalten. In den Augen der jüngern Welt ein förmliches,

wichtiges Dorfereignis, denn bei diesem Anlasse mußte das Bestehen ernsthafter Liebesverhältnisse sich offen bekunden; diejenigen Burschen aber, die ebenfalls „eingelegt“ hatten und keine erklärten „Schätze“ besaßen — jedermann war sehr gespannt darauf, bei welchem Mädchen dieser oder jener wohl anpochen werde?

Insbesondere des Ammanns Otto, von dem man wußte, daß er allzugerne des Kirchmeiers Röschen den Hof machen würde, welche Neigung jedoch die lebhafte Mißbilligung seines hartköpfigen Vaters gefunden hatte.

Der Balltag brach an mit hellem Sonnenschein und prächtiger Schlittenbahn. Unter Böllerschüssen kamen die festlich geschmückten Paare angefahren, begafft von Groß und Klein und begrüßt von den Klängen der an den Fenstern des „Ochsen“-Saales postierten fünfhäuptigen Tanzmusik. Als der letzte des Ammanns Sohn in raschem stolzem Trabe; an seiner Seite saß ein nicht mehr ganz junges, dickes, vierschrötiges Mädchen; „des reichen Spittelhöfers Tochter im Oberried“, flüsterten sich die Leute zu. Ich hätte beifügen können: „Sie ist dem Otti von seinem Alten eigentlich verschrieben worden, ich weiß . . .“

Der Ball wurde nach altem Gebrauche durch einen sog. Vortanz eingeleitet, dem eine splendide Mittagsmahlzeit folgte; hierauf Tanzen beinahe ohne Unterbruch — „Walzer“, „Galopp“, „Ländler“ und „Schottisch“.

Abends, bei einbrechender Dunkelheit, führte ich meine geliebte Vroni ein; zu Fuß, wie sich's für solch' mindere Leute geziemte. Im Tanzsaale stampfte es, daß das aus Holz gebaute altertümliche Haus in seinen Grundfesten erzitterte, heisere Jauchzer erschallten und übermütige scherzhafte Zurufe.

Wir begaben uns in den Speisesaal zu einem Glase Wein, ließen uns, das Nachtessen abwartend, an einem Seitentischchen nieder und unterhielten uns des allerangenehmsten. Blieben jedoch nicht lange allein. Burschen und Mädchen von Schweiß dampfend, kehrten, um ihre durstigen Kehlen zu feuchten, in das Speisezimmer zurück, grüßten uns auf das herablassendste, freundlichst. Ich verglich mein schlicht gekleidetes Mädchen mit den übrigen reich geputzten Balljungfern — ich würde es gegen keine von ihnen eingetauscht haben.

Das Nachtessen dauerte über eine Stunde. Die Gesellschaft entwickelte dabei, wie ich von unserm Seitentischchen aus bemerken konnte, nach all der Arbeit einen bewunderungswürdigen Appetit; die ebenso reichliche als gute Mahlzeit wurde überdies gewürzt durch derbe Scherzworte und fortwährendes Lachen und Kichern.

Des Ammanns Sohn kam mit seinem Glase uns „Bescheid“ trinken. Zugleich fragte er mich um die Vroni an zu einem Tanze. „Die Meinige“, sagte er mit grimmigem Lächeln, „tanzt wie ein Bär, ich wollte lieber einen Tag an die mühsamste Frohnde gehen!“ Andere Burschen bewarben sich ebenfalls um mein sehr tanzkundiges Mädchen. Und da ich selbst meines Stelzfußes wegen nicht mitmachen konnte — ich mußte der Vroni doch ein Vergnügen gönnen. Nach einer Weile zu mir zurückkehrend, sagte sie: „Nun aber hab' ich genug, ich mußte allzeit für meine armen Zehen bangen. Besonders dieser grobe Pfunzhoferchristen — als er mir gar noch einen Kuß rauben wollte, versetzte ich ihm eine Maulschelle, daß es laut klatschte, hihihi! Nun bleib' ich bei dir, Pauli!“

Tanz, Sang und Gläserklang! Es war erstaunlich zu sehen, welche Mengen edlen Rebensaftes diese Burschen hinter

die Binde zu gießen vermochten. Auch verfehlte derselbe nicht, nach und nach seine gewohnte Wirkung auszuüben. Die Köpfe erhitzten sich, der Sang klang immer heiserer und die Scherzworte gröber, anzüglicher und verletzender. Letztere wurden ebenso grob erwidert, der Streit brach aus, eine wirre, wüste Rauferei. Stuhlbeine wurden abgebrochen und gleich den Weinflaschen als Kampfwaffen verwendet. Ich und mein sich furchtsam an mich schmiegendes Mädchen blieben hinter unserm Winkeltischchen vollständig unangefochten. Gleichwohl benutzten wir die erste sich uns bietende Gelegenheit, um uns aus dem Saale zu drücken und den Heimweg anzutreten. Bereits leuchtete am östlichen Himmel der Morgenstern, und begannen die Haushähne zu krähen. Arm in Arm und zärtliche Worte austauschend schritten wir beide langsam das Dorf hinunter — ach, so herzwonniglich hatte ich mich zeitlebens noch niemals gefühlt; ich hätte so an Seite meiner Geliebten bis ans Ende der Welt promenieren mögen!

Des folgenden Tages wurde von den blauen Augen und arg verbeulten blutigen Köpfen dieses und jenes Fastnachtsburschen erzählt. Die Alten faßten die Sache ungleich ruhiger auf. „An einer Fastnacht", meinten sie, „ist allezeit was 'gangen, ja eine Schlägerei gehört sozusagen mit zu einer richtigen Fastnachtsfreude. Die Grinde*) werden bald wieder heilen."

Auf meinem Postgange begegnete mir Seppli, des Ammans Viehknecht. Auf mein Befragen: „Wohin?" deutete derselbe nach dem nahen „Ochsen" hin und fügte bei: „Der Otti hat schrecklichen Katzenjammer, hihihi! Ich tröstete ihn:

*) Derber ländlicher Ausdruck für „Köpfe".

Das ist heilbar. Gieb mir Geld für eine Maß guten Roten; derweil gehst du in die Küch', schneid'st dir ein Stück geräucherten magern Speck vom Rauchfang 'runter, nimm auch Salz und Pfeffer und bring alles in den Kuhstall hinüber. Das hilft, du wirst sehen, hihihi! Natürlich muß das alles heimlich geschehen, denn der Alte ist heut' sehr mürrisch, weil er, der Otti, seiner Tänzerin zu wenig Ehr' angetan habe . . . ."

Nach Hause zurückgekehrt, war ich nicht wenig erstaunt, bei meiner Mutter Besuch zu treffen, die „Untervögtin". Ihr Besuch gelte eigentlich mir, erklärte sie, für mich hätte sie einen wichtigen Auftrag in heikler Sache. Sie habe es meiner Mutter schon erzählt. Es handle sich wegen ihrem Söpheli. Das junge Mädchen sei im Jahre zuvor ebenfalls in den Kränzlechor*) aufgenommen worden, und da es sich herausstellte, daß es am schönsten erste Stimm' singen könne, vom jungen Schulmeister als Einzelsängerin ernannt und einige Sonntagnachmittagsstunden allein gedrillt worden. „Ach, hätt' ich das doch nicht geschehen lassen", klagte die Großbäuerin, „denn damals muß die Geschicht' den Anfang genommen haben, dort im Schulhaus'! Aber wer hätte gedacht, daß das Mädchen so einfältig wär', und er, der Schulmeister, so verwegen! Es kamen fürnehme Bauernburschen zu uns in die Kiltstube, das Söpheli tat, als merke es nichts. Und als die Fastnacht nahte, wurde es von des Kallenhöfers Hans zum Tanz gefragt. Ohne erst unsere Meinung zu vernehmen, die natürlich Ja gelautet haben würde, sagte es hochmütig ab; wollte überhaupt von keinem Bauernburschen 'was wissen.

*) Kirchengesangchor.

Nun weiß ich warum, es liebt heimlich den Schulmeister, der so glatt reden, fein tun und schmeicheln kann. Zwar ins Haus wagt der Mussiöh nicht zu kommen, wir würden ihm, wie recht und billig, die Türe weisen, ja ihm noch den Hund nachhetzen. Dafür schreibt er Brieflein, schreiben sie einander Liebesbrieflein — ich kam ihnen darüber, kam ihnen darüber! O die Schand', der schreckliche Verdruß! Ich ging zum Pfarrer, damit er sich darein lege."

Ich forschte, innerlich belustigt: „Und was sagte der alte Herr?"

Er sagte und tat dazu so eigen lächeln: „So? Der Lehrer liebt Euer Söpheli und wird von ihm wieder geliebt? Schau, schau! Nun — das beweist, die beiden haben Geschmack. Euer Söpheli ist mir seines offenen und zugleich frommen Wesens wegen allezeit das liebste Christenlehrkind gewesen; und der Heribert — ich meine den Lehrer — ist er nicht der gescheitesten einer und dabei so verständig und brav. . ." Ich erwiderte: „Aber halt doch nur ein armütiger Schulmeister und unser Söpheli dagegen eine Großbauerntochter und ich und mein Mann haben das Mädchen des Kallenhöfers Hans versprochen. Ich bitte, bedenkt doch das, Herr Pfarrer, und Ihr werdet selbst gestehen müssen, daß —" Er ließ mich aber nicht ausreden, sondern versetzte: „Ihr irrt Euch, die passen zusammen ganz vortrefflich. Kriegt er das reiche Bauernmädchen zur Frau, wird er selbst auch reich sein, und Eure Tochter einen Mann haben, auf den sie stolz sein kann . . . Auch ist er, unser Lehrer, so mittellos nicht, sondern aus sehr ehrbarer und hablicher Familie und mir ziemlich nah verwandt . . ." Ich konnte nicht länger zuhören, mein Ärger war zu groß; sagte: „Ade, Herr Pfarrer, und

ging. Nun aber sollst du, Pauli, dem fürwitzigen Schulmeisterlein in meinem Namen einen gesalzenen Brief schreiben. Oder, noch besser, es ihm mündlich ankündigen, daß er sich künftig hüten solle, unserm Mädchen nachzuschleichen, meines Mannes Flinte sei scharf geladen — hörst du?, scharf geladen! Zudem werden wir, wenn das nicht helfe, ihn beim Gemeinderat anklagen und verlangen, daß er abgesetzt werde, verstanden? Ich werde dich für deine Müh reichlich bezahlen, wie billig und recht, Pauli, hier vorläufig ein Franken . . ."

Ich erwiderte: „Euren Auftrag, gute Frau, werde ich ausrichten, es dem Lehrer mündlich sagen. Bezahlung aber nehme erst an, wann ich sicher bin, daß es geholfen hat . . ." Ich mochte es kaum erwarten, bis die Bäuerin das Haus verlassen hatte, um in ein längst verhaltenes ergötzliches Lachen auszubrechen. So, daß mein besorgtes Mütterchen erschrocken wehrte: „Ach, halt doch ein, sie könnt's ja hören!"

Sie, meine Mutter, hatte von meiner Vroni, der es seit zwei Jahren das erste Mal wieder vergönnt worden war, einen Jahrmarkt besuchen zu gehen, einen „Türkenbund" zu Geschenk erhalten. „Wie freundlich von ihr", sagte sie gerührt, „bei diesem Anlaß an mich alte Frau zu denken — du wirst eine gute Frau bekommen, Pauli!" meinte sie.

XI.

Zu damaliger Zeit, Mitte des vorigen Jahrhunderts, war auf dem Lande der Postverkehr noch ein sehr beschränkter zu nennen. Zweimal wöchentlich passierte ein von dem nahen Amtsstädtchen entsendeter Postkarren unsere Ortschaft, gab die Zeitungen, Briefe und allfällige Pakete beim Postablagehalter ab und fuhr weiter. Wie schon erwähnt, lag mir der Bestell-

dienst ob. Dieser brachte mir öfters arge Verdrusse. Denn der Postablagehalter, gemeinhin Krämerjoggi genannt, war erstens alt und ungemein schwerhörig, zweitens konnte er Geschriebenes nur mangelhaft lesen, drittens hatte er fast jeden Nachmittag einen Tips und pflegte in diesem Zustande die große Wunderlichkeit an den Tag zu legen. Es geschah nicht selten, daß er von sich aus an Kunden seines Spezereilädchens Briefe aushändigte, die ihnen gar nicht gehörten, was zu vielfachen Komplikationen führte und mir meinen Postbotendienst mitunter sehr verleidete. Ich erlaubte mir, deshalb beim Ammann vorstellig zu werden; dieser begnügte sich mit der wohlfeilen Vertröstung: „Gedulde dich, Pauli, lang kann's so nicht mehr dauern, der alte Mann lugt zu tief ins Gläschen!“ Diese Prophezeiung erwahrte sich weit früher, als man hatte glauben können. Der Krämerjoggi erkrankte unversehens und nach wenig Tagen segnete er das Irdische.

Auf des Ammanns Empfehlung hin wurde die Postablagehalterstelle mir übertragen, mit dem Briefträgerdienst als vereinbar befunden. Dadurch vermehrten sich meine verschiedenen jährlichen Gehälter um keineswegs zu verachtende achtzig Franken. Meine Mutter sagte erfreut: „Du wirst es noch zum reichen Mann bringen, Pauli!“ — Ich erwiderte lachend: „O gewiß, ich werde mich jetzt schon nach einem käuflichen schönen Herrenhause umsehen müssen.“

Die Mutter erzählte mir eines Abends: „Die Hohlwegkasparin war da, über eine Stunde lang. Ich konnte mir den Grund ihres Besuches lange nicht erklären. Endlich, nachdem sie dies und das berichtet hatte, unwichtige Dorfneuigkeiten, die mich gar nicht interessierten, kam sie auf einmal auf dich zu schwatzen.“

„Auf mich?“

„Ja. Alle Leute täten sich verwundern“, sagte sie, „daß du ein solch doller*) hübscher Bursch' und dazu brav und häuslich und mit gutem Verdienste, dich beim Kiltgehen**) mit einer armen Dienstmagd begnügen tust. Es gäbe Mädchen im Dorf', ebenfalls schaffige und anschickliche und dazu von ansehnlichem Vermögen, die, wenn du anpochen tätest, gewiß nicht Nein sagen würden. . . Zum Beispiel ihre, des Hohlwegkaspars Ammarei. . .“

Ich lachte hell auf. Diese mannsgroße und grobschlächtige ältliche Ammarei mit den Bartstoppeln am Kinn, hahaha!

„Aber die mindestens sechstausend Franken, die sie mal notwendig kriegen müsse, vielleicht noch mehr —“

„Wären's zehn oder zwanzigtausend, ich könnte gleichwohl nicht anbeißen. Nein, tausendmal lieber meine hübsche, flinke, herzige Vroni!“ Und die Mutter pflichtete nach einigem Besinnen bei: „An deinem Platz' hätt' ich's ebenso. Geld ist beim Heiraten eine hübsche Zutat, gewiß, doch die Hauptsach' ist's noch lange nicht. Dein seliger Vater und ich haben blutwenig zusammengebracht, und lebten gleichwohl zusammen so friedsam und glücklich, bis, ach allzufrüh', der Tod ihn grausam von meiner Seite riß!“

Oftmals, an Sonn- und Feiertagsnachmittagen oder auch während der Woche nach Feierabend, begab ich mich zum alten Wagnerfried hinüber. In seinen jungen Jahren war er mit dem Felleisen auf dem Rücken bis ins Ungarische hinein gewalzt, erwarb sich, nach Hause zurückgekehrt als sehr

*) stattlicher.

**) Freien.

geschickter Wagnermeister eine weit verbreitete große Kundschaft, die er sich zu erhalten wußte bis in sein hohes Alter. Nach der Meinung der Bauern hatten nur diejenigen Pflüge Wert, welche von dem Wagnerfried oder doch unter seiner Aufsicht gefertigt worden waren, bezahlten dieselben zu ausnahmshohem Preise. Nun stand der Mann hoch in den Achtzigen und lebte von dem Schleißkapitale, das er nebst einer kleinen Wohnung bei seiner lebzeitigen Teilung sich vorbehalten hatte. Trotz seinen hohen Jahren besaß er immer noch ein bewunderungswürdiges Gedächtnis sowie eine seltene Mitteilungsgabe. Beim Einfall der Franzosen anno Achtundneunzig zog auch er aus mit dem Landsturm, kehrte mit diesem, ohne Pulver gerochen zu haben, des nämlichen Abends wieder nach Hause zurück. Beim Durchmarsche der „Kaiserlichen" anno Vierzehn hatte er längst eine Familie gegründet. Er wußte so gut zu erzählen, stundenlang konnte ich ihm zuhören, ohne es müde zu werden; bloß mußte man ihm dabei Zeit lassen, bis er sich alle die alten Erinnerungen wieder ordentlich wachgerufen hatte, hübsch in der erforderlichen Reihenfolge. „Die Franzosen", sagte er, „kamen als Feinde ins Land, die Kaiserlichen als Freunde, doch lieber ein Dutzend Franzosen ins Quartier nehmen, als nur drei gefräßige und unreinliche Österreicher oder Russen, die uns das Nervenfieber*) und andere gefährliche Seuchen brachten. Das war das Urteil sämtlicher Bauern, so weit man hören mochte. Und erst die großen Kriegskosten und Lasten, unter welchen besonders die Bauersame zu leiden hatte."

„Auf die Kriegsjahre", berichtet der Alte weiter, „folgte das Hungerjahr Sechzehn bis Siebzehn. Die Ernten waren

---

*) Typhus.

völlig mißraten, auch das Obst fehlte, und Kartoffeln wurden in noch sehr geringem Quantum in den Gärten gezogen. Die Not war so groß, daß die armen Leute, um ihren Hunger zu stillen, Weihenfecken*) und andere Gräser kochten und aßen, viele Wochen lang. Denn das Malter Korn galt zehn, zwölf Neutaler**), dementsprechend kostete auch das Brot, für arme Leute unerschwingliche Preise. Desto fruchtbarer gestalteten sich die folgenden Jahre, glichen die Schäden wieder vollkommmen aus."

Mich interessierte namentlich, was der anno Siebzehnhundertsiebundsechzig Geborne über die ländlichen Sitten und Gebräuche des achtzehnten Jahrhunderts zu erzählen wußte, da man den Regenschirm noch nicht kannte und auf dem Lande ebensowenig das Schnupftuch; von andern heutigen Dingen gar nicht zu reden . . .

„Ja, ja", meinte der silberhaarige, weißbärtige Alte, „zu jener Zeit hatten die Leute noch gut hausen. Alles, was sie aßen und tranken, zogen die Bauern selbst, pflanzten auch das Brennöl in mehr als hinreichendem Maße, pflanzten den Stoff zu ihren Kleidern, spannen, bleichten und woben, schoren die Schafe, um aus der Wolle die warmen Strümpfe und den währschaften Halblein zu fertigen. Was vom Krämer bezogen werden mußte, beschränkte sich auf die benötigten Schwefelhölzer, Gewürze, Nadeln und farbigen Faden, Ampelndöchte und andere Kleinigkeiten; Auslagen, kaum der Rede wert. Den Kaffee kannte man noch nicht einmal dem Namen nach. Den Großteil ihrer Erlöse aus Getreide-, Heu- und Viehverkäufen konnten die Bauern hübsch beiseite legen. Und die

*) Löwenzahn.

**) Sechzig, siebzig Franken.

Burschen und Mädchen, obwohl nur in Leinen und Halblein gekleidet — sie liebten sich so zärtlich gleich heute, heirateten sich und fühlten sich glücklich — nämlich die, so wirklich Glück hatten . . . Und heutzutag'? Lug man sich heutzutag' die Kleiderpracht an, absonderlich unter dem Weibervolk, und die tausend Bedürfnisse, so sich die Bauernleute angewöhnt haben und das viele Geld auf unnütze Weis' verschlingen. Man schau nur in die Krämerläden, sogar in den Dörfern, was da alles zum Kaufe ausgestellt ist und wirklich gekauft wird! Da braucht sich niemand zu wundern, daß die Leute, wie sie klagen, nicht mehr hausen können . . ."

Seither habe ich schon manchmal gedacht: Wenn der alte Wagnerfried noch lebte und den heutigen Staat unter den Leuten sehen könnte!

Als Wandergeselle hatte er den Kaiser Joseph, sowie im Welschland den aus dem italienischen Feldzug zurückkehrenden General Bonaparte gesehen . . .

Der Greis befliß sich einer sehr einfachen Ernährungsweise: morgens und abends ein sogenanntes Milchmüsle, mittags Suppe oder ein wenig Gemüse. „Die ältern Leute", meinte er, „begehen einen großen Fehler. Wähnen immer noch die kräftigen jugendlichen Magen zu besitzen, genießen Speisen, die sie nicht verdauen können, und ziehen sich dadurch schwere, tödliche Krankheiten zu."

Als ein Gegenstück zu dem weisen, greisen Wagnerfried war der Schweißackerbauer zu betrachten. Obwohl erblindet und mit mehr als hinreichenden Existenzmitteln versehen, glaubte der alte Rackerer das Arbeiten noch nicht lassen zu dürfen. Befanden sich seine Leute auf dem Feld, begab er sich selbst mit Sense und Wetzstein bewaffnet in die Hofstatt

hinaus und streckte mit dem Grase auch die jungen Obstbäume nieder; oder er tappte sich in die Scheune hinüber, hantierte dies und das, bis eines Abends sich die Kunde verbreitete: „Der Schweißackeralte ist in den Jauchebehälter gefallen und darin elendiglich erstickt.“

Es mußte behufs Einsegnung der Leiche ein Hilfspriester beigezogen werden. Wegen Unpäßlichkeit des Pfarrers, verlautete es sich im Dorfe. Leute, die mit der Pfarrköchin in Verbindung standen, wollten wissen: „'s ist bloß ein Lungenkatarrh — gar nicht wichtig.“

Doch schon nach wenigen Tagen wehklagten die Kirchenglocken: Der würdige alte Herr, der vierzig Jahre lang die hiesige Seelsorge versehen hatte mit großer Hingebung und Frömmigkeit, ist nicht mehr.

Ein solches Begräbnis hatte unser Dorf noch nie gesehen. Zahlreiche vornehme Verwandte aus der Stadt nahmen an demselben teil, Leute aus den umliegenden Ortschaften, über ein Dutzend geistliche Herren, sowie die ganze Pfarrgemeinde, alt und jung. Manch' ein armütig gekleidetes Frauchen aus rußiger Hütte sah man aufrichtige Trauertränen vergießen; erst jetzt, nach seinem Tode, wurde es geoffenbart, wie viele Wohltaten der freundliche alte Herr den armen Leuten erwiesen hatte nach der biblischen Vorschrift: „Was deine Rechte gibt, soll deine Linke nicht wissen.“

Die Ammännin klagte: „Ach, wie wird unser Hardle trauern, wenn er's vernimmt. Er hatte den lieben, guten alten Herrn zu seinem geistlichen Vater bestimmt, und es niemals unterlassen, in seinen Briefen sich nach dem Befinden seines Wohltäters und Beschützers des angelegentlichsten zu erkundigen. Und nun das unerwartet rasche End'. Ich hab's

ihm, dem Hardle noch nicht gemeldet. Denn, um von dem Innsbruck aus hieher zu reisen an die Gräbt, hiezu hätte die Zeit doch nicht hingereicht. Dagegen würd' ihn die Nachricht sehr aufgeregt und beim Studieren geschadet haben. Nach einem Monat kommt er ja ohnehin nach Haus' in die Ferien. Mein Mann ist damit einverstanden, daß wir ihm erst dann die traurige Mitteilung machen werden, natürlich so schonend als möglich."

Sie mußte sich anders besonnen haben, denn folgenden Tages schickte sie einen Brief auf die Post mit der mir wohlbekannten Adresse ihres Theologie studierenden Sohnes.

Jener Sommer war ein sehr gewitterhafter. Eines Sonnabends schlug der Blitz in einen ganz nahe an des „Schiltensepps" Hause stehenden hohen Kirschbaum.

„Siehst, Sepp", rief die Seppin ihrem Manne zu, „das ist eine Warnung Gottes, wegen deinem argen Trinken!" — „Ich werd's ja nicht mehr tun, nicht mehr tun!" gelobte der mächtig erschrockene Gatte, trug jedoch den zweitfolgenden Sonntag schon wieder einen schweren Schleppsäbel mit nach Hause. Von demselben „Schiltensepp" erzählten sich die Leute folgendes spaßhafte Geschichtlein: Der Mann hatte auf seiner Moosmatte ein Fuder Heu geladen, war aber bei der Abfuhr in eine sumpfige Stelle geraten und darin stecken geblieben. In dieser Not tat er laut das Gelübde, der Mutter Gottes, falls sie ihm heraushelfe, eine Wachskerze zu weihen, so lang und dick, wie der auf dem Fuder befindliche Bindebaum. Er hieb mit der Peitsche nochmals kräftig auf seine drei magern Öchslein ein, und siehe da, der Wagen bewegte sich langsam aus dem Moraste heraus. Die Seppin meinte: „Aber Mann, wo dachtest du hin? Eine solch riesige Wachskerze zu ver-

sprechen —!“ — „Still, still“, versetzte der Bauer mit gedämpfter Stimme, „ich werd's ja nicht halten! Denn wozu braucht die Mutter Gottes Kerzen? Die ist im Himmel und dort wird's wohl hell genug beleuchtet sein, beleuchtet sein.“

Der alte Pfarrherr tot; und der junge Schulmeister im Begriffe, uns ebenfalls zu verlassen, nämlich eine ihm angebotene ungleich besser besoldete Lehrerstelle in dem nahen Amtsstädtchen anzunehmen. Die jüngern Leute, zumal die Mitglieder des Männerchors, strengten sich an, den sehr talentvollen Pädagogen fest zu halten. Die Bauern verhielten sich schon weit gleichgültiger und die Untervögtin und ihr Mann riefen sogar leidenschaftlich aus: „Laßt ihn doch gehen, wir kriegen immer wieder einen.“ Und als er wirklich „ging“, atmeten sie erleichtert auf. Sie dachten an ihre Tochter und hofften, daß nach dem Wegzuge des ihnen verhaßten jungen Mannes das heimliche Liebesverhälnis von selbst ein Ende nehmen werde. Sie täuschten sich. Denn das Mädchen erklärte ihnen in bestimmtestem Ton: „Ihr könnt mir den Schulmeister verbieten, nützen aber wird's euch nichts. Entweder diesen oder keinen, sag' ich euch! Jedenfalls keinen Kallenhöfer, noch irgend einen andern dummen groben Kalli! Lieber wenn's sein muß, ledig bleiben, o ja gewiß!“

Und die Bäuerin mußte vernehmen, daß ihr Söpheli auf dem Pflanzacker den Besuch des Schulmeisters erhalten und über eine Stunde sich mit ihm des angelegentlichsten unterhalten hatte. O der Verdruß, der gewaltige Ärger!

Sie gelobte eine fromme Andacht nach Maria Einsideln. War es der Seilergrit, wie man sich erzählte, gelungen, ihren Unhold von Ehemann tot zu beten, wie sollte das dem Schulmeister gegenüber nicht auch möglich sein? sagte sie sich.

Oder wenigstens, daß unser Mädchen von der närrischen Liebe geheilt wird — wenn ich am End' nur das bewirken kann, der Schnäuzler mag dann meinetwegen noch weiter leben . . .

XII.

Der Ammann konnte trotz seinem „gesatzlichen" Wesen unter Umständen auch sehr jähzornig werden. Eines Morgens war er, bei Abwesenheit seines Pferdezuges, damit beschäftigt, ein Paar junge Ochsen zu jochen und vor den Graswagen zu spannen. Der eine derselben benahm sich dabei unbotmäßig und störrisch. Das brachte den Mann mehr und mehr auf. „Will doch sehen", rief er, „wer Meister ist, ich oder du!" Er hatte den Farren bei den Hörnern gepackt in der offenbaren Absicht, ihn zu Boden zu drücken, doch reichte seine Kraft hiezu nicht aus. Seines Zornes nicht mehr mächtig, band er das Tier an den Mauerring und schlug mit einem Bengel so unbarmherzig auf es ein, daß das schmerzhafte Brüllen desselben weit zu hören war. Seine Frau Helene kam vor die Haustüre geeilt und suchte abzuwehren: „Ach, Hans, ich bitt', hör' doch auf!" Er aber schlug nur desto unbarmherziger, bis endlich sein Arm erlahmte, und der auf die Knie gesunkene mißhandelte Ochse nur noch kläglich stöhnte. . . Nun, hintendrein schien der Ammann sich seines maßlosen Jähzornes doch zu schämen, selbst mir gegenüber, der ich zum Teile Zeuge des barbarischen Aktes gewesen. „Die Tier'", ächzte er, tief Atem holend, „können ein' — können ein' so in Wut bringen!"

Bei desto angenehmerer Laune befand sich mein Vorgesetzter einige Tage später, da er mit seinem auf der nächsten Poststation abgeholten Sohne Theologiestudenten nach Hause

gefahren kam. Breit und mit lebhaft gerötetem Antlitz saß er neben dem bläßlichen jungen Mann, und die respektvollen Grüße der vor den Häusern stehenden Leute schienen sein Vaterherz mit hoher stolzer Befriedigung zu erfüllen. Hardle trug bereits einen, seinen künftigen Beruf andeutenden bis unter das Kinn zugeknöpften schwarzen Tuchrock, desgleichen hatte das gescheitelte lange Haar und das zierliche dunkle Schnurrbärtchen Scheere und Rasiermesser zum Opfer fallen müssen. Die Leute sagten: „Er hat jetzt schon ein wahrhaft würdiges, geistliches Aussehen — nicht wahr?"

Jenes Morgens hatte die Frau Ammännin mir vertraut: „Meine Schwester — du kennst sie ja, die Posthalterin? — ist soeben mittags auf Besuch gekommen; mit ihrer Tochter, die zwei Jahre in der Pension gewesen. Sie, meine Schwester, wird heute abend noch nach Haus', zu ihrem arg kränkelnden Mann zurückkehren. Fanny aber, mein Gottchen, bleibt für einige Zeit hier. Du wirst staunen, Pauli", fügte sie lächelnd hinzu, „wie groß und hübsch das Mädchen geworden ist."

Ich staunte wirklich. Ich glaubte in meinem Leben noch kein so schönes junges weibliches Wesen gesehen zu haben. Rundliche Formen und dabei doch schlank und ebenmäßig gewachsen. Ein Gesichtchen wie Milch und Blut, das zierlichste Stumpfnäschen von der Welt; das in natürlichen Löckchen auf die weiße Stirne herabfallende üppige, glänzende Rabenhaar; und erst die Augen, diese großen dunkeln wundersam glänzenden Augen, die einen so fromm und so schalkhaft zugleich angucken konnten. . . Und das kirschrote Mündchen, und — ach, wie schlecht ich zum Maler weiblicher Schönheiten tauge!

Die Vroni erzählte mir hernach: „Als die beiden jungen Leute einander gegenüber standen, da schaute der Herr Hardle das schöne junge Fräulein fremd und beinahe furchtsam an. Endlich rief die Frau Ammännin: Ei, kennst du denn dein Bäschen Fanny nicht mehr? Alle lachten, am lautesten und ergötzlichsten der ebenfalls anwesende Otti.“

Jeden Morgen ging Hardle in die Kirche, die hl. Messe anzuhören, und zwar von dem Chorstuhle aus, wie sich das für einen Priesteramtskandidaten geziemte; unterließ es auch niemals, an dem Grabe seines von ihm hochverehrten Gönners, des seligen Pfarrherrn, andächtig zu beten. Um sodann, nach Hause zurückgekehrt, das von Bäschen Fanny servierte Frühstück einzunehmen. Gewöhnlich befanden sich die Leute des Hauses, mit Ausnahme der die Küche besorgenden Frau Ammännin, bereits auf dem Felde, so daß der Theologe, wenn er Unterhaltung suchen wollte, beinahe ausschließlich auf die Gesellschaft seiner schönen, jungen Cousine angewiesen war. Seine Befangenheit ihr gegenüber schien mehr und mehr zu schwinden und einem gewissen Grade von Vertraulichkeit Platz zu machen.

Die Mutter Ammännin sagte: „Ich bin recht froh, daß mein Gottchen da ist und den Hardle so angenehm unterhalten tut. Das wird ihm nach dem angestrengten Studieren sehr wohl bekommen. Ich fürchtete schon, er habe das Lachen verlernt, und nun — hört ihr? Auch fangen seine Backen an sich gesünder zu färben und sein ganzes Wesen an Lebhaftigkeit und Freudigkeit zu gewinnen. Daran ist nicht nur die gute, nahrhafte Kost schuld . . .“

Meine geliebte Vroni dagegen äußerte sich mir gegenüber ganz anders: „Ich wünschte, diese Fanny wäre gar nicht da!“

„Das Mädchen sollte dir mißfallen?“

„Ja. Schon seines tändelhaften Wesens wegen. Nichts als trällern und lachen treppauf und ab. Denkt auch gar nicht ans Schaffen.“

„Ist halt auf Besuch, mußt denken.“

„Bah, wenn sie sieht, wie unsere arme, schwächliche Meisterin sich abmühen muß in der Küche, mit der Säufütterung, mit den vielen Hühnern und Enten — der schönen Fräulein tät's wohl gar nicht schaden, ihr ein wenig nachzuhelfen. Aber, o nein; solches fällt ihr nicht ein, mag halt ihre schönen weißen Händchen nicht verderben. Hockt lieber beim Herrn Hardle, hört seinem herrlichen Geigenspiel zu, geht ihm nach beinah' auf Schritt und Tritt, sogar auf seinen Spaziergängen im Baumgarten herum, daß die Nachbarn darüber lachen. Ihr Vater leidet scheint's arg an der Schwindsucht. Jede andere wohl erzogene Tochter würde heimgehen und den armen Vater pflegen helfen. Doch diese da scheint nicht viel Gefühl zu haben, dafür aber desto mehr Daudelei*) und Gefallsucht im Herzen — man wird schon noch sehen, mehr sag' ich nicht!“

Ich dachte bei mir: Wo diese Fanny es bei meinem Schatz wohl verdorben haben mag? Oder sollte es bloß Eifersucht auf deren Schönheit und Liebreiz sein, eine Art Erbschaft aller Evastöchter?

Gleich nachher aber traten Umstände ein, die mich hinderten, den Vorgängen in des Ammanns Hause weitere, genauere Aufmerksamkeit zu schenken.

Mein Mütterchen begann von Woche zu Woche hinfälliger zu werden. Der nicht weichen wollende leidige Husten und die

*) Tändelei.

Atemnot quälten sie Tag und Nacht, so daß sie die meiste Zeit im Bette oder im Lehnstuhle zubringen und mir die sämtlichen Haus- und Küchengeschäfte vollständig überlassen mußte. Deshalb lernte ich an der Hand angestellter Versuche kochen, verschiedene Kraftsüpplein bereiten, spülen, fegen und aufräumen.

Woche verstrich um Woche. Die Wandervögel waren fortgezogen, desgleichen des Ammanns Student und die schöne Fanny, ersterer in die höhere Priesterlehr-Anstalt, letztere endlich doch zu ihren Eltern, zu dem schwerkranken Vater zurück.

„Tu doch heiraten, Pauli, so bald wie möglich", drängte meine Mutter. Ich möchte vor meinem Ende noch deine von jedermann gerühmte Vroni so gern im Hause herum hantieren sehen!"

Ich suchte sie zu beruhigen: „Damit hat's noch keine Eile, Mutter, du wirst wieder gesunden, gewiß." So hoffte ich auch wirklich! ich täuschte mich aber leider gründlich.

Es war zwar bloß ein Lungenkatarrh, der, des Arztes Ausspruch zufolge, sich zu der Engbrüstigkeit gesellt hatte; doch erzeigten sich die schwachen Kräfte der Siebzigerin jener Krankheit nicht mehr gewachsen.

Schon nach wenigen Tagen schloß die beste und zärtlichste der Mütter für immer die Augen.

Mein Schmerz war groß. Derselbe wurde einigermaßen gemildert durch die zahlreichen Beweise der Teilnahme, welche mir zu teil wurden; selbst angesehenste Groß-Bäuerinnen kamen, der Leiche des armen Frauchens — nach katholischer Sitte — Weihwasser zu spenden, und in dem dem Sarge folgenden Trauergeleite erblickte ich auch meine geliebte Vroni.

Kurz vor ihrem Ende hatte die Mutter auch ihres vor zwanzig Jahren verstorbenen Mannes gedacht mit den kaum mehr verständlichen Worten: „Ich geh zum Wernet — Ich werde ihm sagen — werde ihm — von dir reden, Pauli — welch ein braver Sohn . . .“ Und der Zufall wollte, daß sie infolge des erweiterten Gottesackers zu seinen Häupten gebettet wurde.

Bei der Wiederaufnahme meines Nachtwächter- und Dorfbotendienstes meinte die Frau Ammännin: „Man kann dir's nicht verargen, du wirst nun in Bälde heiraten wollen, Pauli!“

„Werde erst den Ablauf der strengen Trauerzeit abwarten müssen“, erwiderte ich. „Vorläufig bleibt meiner Mutter jüngere Schwester, Tante Walburg, da, um mir den kleinen Haushalt zu besorgen; sie ist zwar sehr schwerhörig und in ihren Bewegungen langsam. Gleichwohl bin ich ihr für die Hülfeleistung sehr dankbar.“ Worauf der Ammann lebhaft versetzte: „Ach, und erst ich? Wie froh bin ich, daß du mir die Vroni noch eine Weil' überlassen tust, wenigstens auf so lange, bis ich geeigneten Ersatz gefunden haben werde. Sie, die Vroni, hat mir versprochen, auf der Suche nach einem tüchtigen braven Mädchen mir behülflich zu sein, sowie dasselbe zu instruieren. Freilich, ein solch treues, kundiges und zuverlässiges, wie sie selbst, werd' ich nicht mehr finden!“

Unterdessen hatte an die Stelle des provisorisch amtierenden Paters Kapuziner ein von der zuständigen kantonalen Behörde gewählter neuer Pfarrer seinen festlichen Einzug gehalten und die Seelsorge übernommen. Ein bereits in den Fünfziger Jahren stehender, magerer Herr aus vornehmer, jedoch ökonomisch ziemlich herabgekommener stadtbürgerlicher Familie . . .

Das vorläufige Urteil des Großteils der Leute lautete: „Der alte Pfarrherr war kein Meisterprediger. Dieser da kann's aber lang' nicht so gut. Der alte predigte wenigstens, daß ihn jedermann deutlich verstehen konnte, während der neue vielmal anstößt oder sich mit lateinischen Brocken aushelfen muß. — — Der alte Herr war so leutselig im Umgang; der neue weiß nicht, ob er die Leut' grüßen will. Und schaut allzeit so finster drein; macht auch in der Kirche alles anders und so aberhämisch*), als ob er's nicht recht könnt'. — Kann wohl sein, ist halt immer nur Kaplan und Frühmesser gewesen. . ."

Großbäuerinnen, welche eingeschlachtet und in die Pfarrküche die übliche „Schicketen"**), bestehend in Wurstwaren nebst Schinken oder „Schäufeli" getragen hatten, äußerten sich sehr unzufrieden: „Früher kam der Pfarrherr selbst, um freundlich zu danken, unterließ es auch niemals, den Befehl zu geben: „Tut in das Körbchen eine gute Flasche Wein, Theres'!" Der neue läßt sich nicht blicken, und seine Schwester, die Fräule Brigitt', begnügt sich zu sagen: „Merci vielmal!"

Ich selbst war mit dem neuen Seelsorger erst einmal, anläßlich der Begräbnis meines seligen lieben Mütterchens, in Berührung gekommen. „Kostet, die drei üblichen hl. Seelenmessen inbegriffen, vier Franken achtzig," hieß es, und nachdem ich die Rechnung beglichen, konnte ich gehen. Nein, noch nicht. Hochwürden rief mich zurück und sagte: „Ihr seid der Briefträger? Künftig will ich haben, daß Ihr meine Briefsachen nicht etwa der Tour nach, sondern mir zuerst überbringet. Sind manchmal von großer Wichtigkeit — gehört?"

*) sonderbar.

**) Spende.

„Ja, Herr Pfarrer!" Ich dachte nämlich: da wird am Ende des Jahres ein besonders schweres Trinkgeld herausschauen. Hätte ich damals meine Selbsttäuschung voraussehen können — doch nein, der Pfarrer war doch in der Gemeinde die erste Respektsperson, der man, wenn auch ohne Entgelt, eine ausnahmsweise dienstliche Berücksichtigung schuldete.

Wie allgemein bekannt, war der verstorbene Herr Pfarrer, seiner freisinnigen politischen Anschauung wegen, nicht ganz nach dem Geschmacke unseres Gemeindeammanns gewesen. Nun vertraute mir die Frau Ammännin: „Mein Mann hat mit dem neuen Pfarrherrn schon einen Kritz gehabt, ich glaub', es betraf das Kompetenzholz, das der Herr ganz gegen bisherigen Brauch, kostenfrei vor die Haustüre geschafft haben will. Er sei ein Zwänger, sagt mein Mann, und mit der hohen Besoldung keineswegs zufrieden. Vielleicht ist diese Meinung doch eine irrige. Ich tu' was ich kann, um zwischen den beiden gut Wetter zu erhalten. Es ist mir wegen unserm Hardle, der nächsten Sommer seine erste hl. Messe feiern zu können hofft und zwar in unserer Pfarrkirche."

Frau Helene teilte mir ferner mit — was ich eigentlich schon wußte.

„Mein Mann ist seit einigen Tagen überhaupt nicht bei guter Laune. Der Grund davon ist folgender: Am letzten Neujahressen der Gemeinderäte ging der Männerchor ihnen ein Ständchen bringen und wurde, wie der Anstand es erforderte, zu einem Glas Wein eingeladen. Die Burschen machten sich scheints sehr lustig und sprachen, wie wohl zu begreifen, dem Wein tapfer zu bis gegen Morgen. Die Ürte*) wurde dem

---

*) Zeche.

Gemeindeschaffner zugewiesen. Letzter Tage aber ist die Gemeinderechnung zurückgekommen mit der Bemerkung des Oberamtmanns, daß besagter Ausgabeposten nicht genehmigt worden, sondern von den Herren Gemeinderäten selbst zu zahlen sei . . . Und ich mag sagen wie ich will: Das hätt' man erwarten können, solche Ürten gehören halt nicht in die Gemeinderechnung — er, mein Mann, läßt sichs nicht ausschwatzen, das sei nur politische Leidenschaft . . ."

XIII.

Wie schon erwähnt, hatte mich bei dem Leichenbegängnisse meiner seligen Mutter die zahlreiche Teilnahme von Reich und Arm mit großer Genugtuung erfüllt, desgleichen das Lob, das dem frommen und äußerst friedliebenden Frauchen allgemein gezollt worden. Nun aber, als ich auf das Grab der lieben Verstorbenen einen hübschen Denkstein hatte setzen lassen, erhob sich lautes Gerede: „Seht mal den Hochmut dieses Nachtwächterpauli! Kein Bauer oder Bäuerin auf dem ganzen Friedhof hat solch' schönes Grabmal erhalten . . .!"

Zu meinen zahlreichen dienstlichen Obliegenheiten gehörte auch die, das Bettel- und Vagantenvolk aus dem Dorfe zu weisen. Diesmal, eines sonnigen Januartages, war es ein mannsgroßes Zigeunerweib, das die Bauernküchen unsicher machte und durch ihr beispiellos freches Auftreten das Frauenvolk in Angst und Schrecken versetzte. Als ich ihr das Handwerk legen wollte, überschüttete sie mich mit einer Flut von nicht wieder zu gebenden Schmähungen, und dem Transport zum Dorf hinaus widersetzte sie sich aus allen Kräften; schlug sogar nach mir und drohte mit ihren Fingernägeln. Und ich durfte nicht eigentliche Gewalt anwenden, denn die wütende

schwarze Hexe befand sich in hochgesegneten Umständen. Die Leute vor den Häusern ringsum lachten. Endlich kam des Statthalters Lix mir mit seiner Fuhrmannspeitsche zu Hilfe. Das half. . . .

Es gereichte mir gewissermaßen zum Troste, daß beinahe zu selbiger Stunde mein Vorgesetzter ebenfalls seinen Ärger zu kosten hatte und zwar einen noch ungleich stärkern. Das kam daher: Auf den Antrag des Gemeinderates war vom Gerichte über den Sattlerjean wegen zunehmender Lüderlichkeit und um seinen Kindern das kleine Vermögen zu retten, die Bevogtung verhängt worden. Als jener hievon Anzeige erhielt, trank er sich Kurasch an und begab sich zum Ammann, um demselben Schimpf und Schand zu sagen! Jener gedachte mit dem Trunkenbold kurzen Prozeß zu machen, nämlich denselben gewaltsam an die Luft zu setzen. Hielt sich immer noch als den jungkräftigen, mächtigen Mann von ehedem. Mußte jedoch einsehen, daß er sich darin, sowie in der Widerstandskraft des Sattlers arg verrechnet hatte: er selbst wurde an die Wand gedrückt und ohne seines Sohnes Dazwischenkunft würde er, der Herr Ammann, unfehlbar Schläge gekriegt haben. Der Zorn und die Aufregung darüber machte ihn beinahe krank.

Wenige Morgen später sah man ihn und seine zartere Hälfte, letztere in tiefe Trauer gekleidet, von dannen fahren. Die Vroni belehrte mich: „Nach dem Städtchen. Schwager Posthalter ist gestorben, wird heute begraben. Und die Frau Posthalterin ist ebenfalls erkrankt — viel Leid auf einmal, nicht wahr? Ich denke, meine Meisterin wird einige Tage in dort' verbleiben . . .“

Der Jahreszins von dem auf meinem Häuschen haftenden Schuldkapital war fällig geworden. Der Kreditor Kallenhöfer

schaute die Banknote, so ich als Löhnung von der Postverwaltung erhalten hatte, sehr mißtrauischen Blickes an, weigerte sich des entschiedensten, dieselbe als Zahlung anzunehmen; hartes Geld wollte er haben. Ich lief von Bauernhaus zu Bauernhaus, umsonst, das bunte Papierchen wollte keinen Abnehmer finden; nicht einmal im Pfarrhause. Man könne doch nicht wissen, meinte der sehr konservativ gesinnte, hochwürdige Herr, wann das neumodische Wertzeichen, wie das radikale Landesregiment überhaupt, verrufen werde. So war ich genötigt, die Rückkunft des Ammanns abzuwarten; allein auch dieser machte Schwierigkeiten, wechselte das Papierchen nur unter dem Vorbehalte, daß ich mich verpflichte dasselbe gegebenen Falles wieder zurückzunehmen.

Von der Küche aus, in welche ich mich begeben hatte, konnte ich, bei der halb offenen Türe vernehmen, wie drinnen in der Wohnstube Vater Ammann seinen ältern Sohn zur Rede stellte:

„Was ich fragen gewollt, hm hm — wann bist du das letztemal bei des Spittelhöfers Mädchen zu Kilt gewesen, Otto?“

„Zu Kilt gewesen?“ klang es zögernd. „Erst vor drei Wochen.“

„So! das nennst du erst? Donnerwetter nochmal, wie kann man einer solch reichen Erbin gegenüber so gleichgültig sein! Ich seh' schon, du willst warten, bis ein anderer sie dir absticht — geschähe dir schon recht, ganz recht . . .“

Meine Vroni flüsterte mir ins Ohr: „Er, der Otti, mag die Spittelhöferin nicht, ist ihm zu dick, wie er sagt, und zu dumm. Besonders seit die Fanny da gewesen ist. Doch

wird er gleichwohl dran müssen. Denn der Alte hat den Reichtum im Aug', und wenn er sich was in den Kopf gesetzt — man kennt ihn ja!"

Mein häusliches Leben war nicht mehr das wohlige und freudige wie ehedem. Kein Tag verging, ja fast keine Stunde, ohne daß ich an mein liebes verstorbenes Mütterchen denken mußte, an sein — so lange die Kräfte hinreichten — fleißiges und dabei doch so geräuschloses Walten, an die teilnehmenden Worte und verständigen, unser Hauswesen betreffenden Reden. Und ihr staunenswertes Gedächtnis und die anziehende Art, mit welcher sie alte Geschichten zu erzählen wußte. Tante Walburg dagegen — wie hätte sich mit der einfältigen und beinahe stocktauben alten Frau eine genießbare Unterhaltung anknüpfen lassen. Von ihrer großen Vergeßlichkeit und höchst primitiven Kochkunst nicht einmal zu reden. Es war daher begreiflich, daß ich mit Ungeduld den Zeitpunkt herbei sehnte, der mir gestattete, endlich meine Geliebte heimzuführen, und es bereute, der Frau Ammännin das Versprechen des Zuwartens gegeben zu haben.

Die kurzen Kiltabendstunden, die ich in Ammanns Küche, in Gesellschaft des hübschen flinken Mädchens zubringen durfte, waren für mich die einzig genußreichen und wahrhaft köstlichen; es hatte allzeit ein gemüterfrischendes Scherz- und Witzwort bei der Hand und konnte dabei so lustig lachen. Eines Abends — Vroni stand am Spültroge, ich selbst saß, mit Wohlgefallen ihrem geschäftigen Treiben zuschauend, auf einem Stuhle am verloschenen, dunkeln Kochherde — trat Seppli der Viehknecht ein, setzte sich an den Küchentisch und begann mit einem Besenreis seine hölzerne Tabakspfeife zu purgieren.

„Das hättest du im Stall tun können, statt mir die Küche zu verstänken“, meinte das allzeit neckische Mädchen. „Pfui Tausend!“

Seppli erwiderte, sein saftiges Pfeifenrohr ausblasend: „Ich gedachte dir einen Gefallen zu erweisen. . . und nun weißt du mir nicht einmal dank . . . Scheinst die eigentlichen Wohlgerüche gar nicht zu kennen.“

„Bleib mir in Zukunft lieber weg damit.“

„Gelt, wenn der Pauli rauchen tät, den Gestank würdest gern leiden.“

„Hihihi!“

„Kann überhaupt nicht begreifen, wie du diesen Nachtwächter mir vorziehen tust. Ich hab' wenigstens meine beiden gesunden Beine.“

„Zwei krumme!“

„Und zwei heile Hände —“

„Bisweilen so schrecklich müßige, träge!“

„Und, wann mal mein Ätti die Augen zutut, ein eigen Häuschen.“

„Hat er ja auch, der Pauli!“

„Auf meinem aber, auf dem Schindeldach', sind zentnerschwere Ankenballen —“

„Ei, ei!“

„Und was meine Postur betrifft — meine Postur — darf ich mich alleweil noch herzhaft neben deinen Nachtwächter stellen —“

„O gewiß, er wird nichts dagegen haben, hihihi!“

Seppli hatte seine Pfeife gestopft und gedachte dieselbe in Brand zu setzen. Zu diesem Behufe näherte er sich dem Kochherde, gewahrte mich und — Vroni lachte hellauf, ich

lachte ebenfalls; dasselbe tat schließlich auch Seppli, fand es jedoch als angezeigt, eiligst zu verschwinden. —

Etwas seitab vom Dorfe wohnte ein alter, kinderloser Witwer, Brunnmattsepp genannt. Seit Jahren hatte er mit Dienstboten gehaust und ein sehr zurückgezogenes Leben geführt, sodaß seiner kaum Erwähnung getan wurde jahrein und -aus.

Nun stand sein Name plötzlich in aller Mund. „Wißt ihr schon?“ hörte man die Leute sich zurufen. „Der Brunnmattsepp“ —

„Ist gestorben?“

„Ach nein, sondern will sich wieder verheiraten.“

„Was ihr da sagt!“

„Ja, und zwar mit seiner Dienstmagd, der dicken Ursel. . . Gestern abend sind sie zum Herrn gegangen und übermorgen, am Sonntag, wird's ausgekündet werden.“

Die Nachricht erregte allgemeines Staunen und große Heiterkeit. Die zahlreichen Vettern und Basen des Verlobten, durchweg ebenfalls wohlhäbliche Leute, gerieten dagegen in maßlosen Zorn. Sie hatten auf das reiche Erbe so sicher gerechnet, sich längst darauf gefreut. Und nun sollten sie durch diesen „närrischen Entschluß“ des alten Mannes dessen — wenigstens zum großen Teile — verlustig gehen? Nein, das konnte nicht zugegeben werden! Man eilte ins Pfarrhaus, um gegen den beabsichtigten Eheabschluß laute Einsprache zu erheben. Und da dieser Schritt, weil vollständig der Begründung entbehrend, erfolglos blieb, wurde beim Gemeinderat das Klagbegehren auf Bevormundung eingereicht. Der Ammann aber mahnte ernsthaft ab: „Ihr könnt euch vor Gericht mit eurem Begehren höchstens lächerlich machen. Wir können es auch nicht unterstützen, denn der Mann ist, wenn auch hoch in den Jahren, immer noch voll bei Verstand —“

„So? Wenn einer mit solchem Vermögen ein blutarmes Mensch heiratet?"

„Kann ihm niemand wehren, es ist halt s e i n e Sach'. Hm hm! Erst wenn er zurückgehaust hat, mehr als die Hälfte seines Vermögens zurückgehaust, könnt ihr einschreiten, so stehts im Gesetz, hm hm!"

Der Brunnmattsepp feierte seine Hochzeit ganz im stillen; das Paar ließ sich in der Stadt bei den Vätern Kapuzinern trauen und kam bei Anbruch der Abenddämmerung wieder geräuschlos nach Hause gefahren. In jener Nacht aber wurden am Brunnmatthause mehrere Fenster eingeschmissen, sowie draußen im Baumgarten die sämtlichen jungen Obstbäume auf ruchlose Weise abgeschnitten oder auf sonstige Weise zerstört.

„Das haben meine lieben Anverwandten getan!" rief der greise Jungehemann aufs tiefste empört. „Aber es soll ihnen nichts nützen. Ich hab' nochmals geheiratet, um in meinen alten Tagen eine sorgsame treue Person um mich zu haben. Ein Erb' wäre ihnen später gleichwohl geworden, ein namhaftes Erb'. So aber, auf diese Geschehnis' hin — morgen schon laß' ich den Notari kommen und alles meiner Ursel verschreiben und verkaufen, Land und Haus, Vieh und Fahrhabe — nichts sollen sie kriegen, die Unfläte, die Barbaren!"

Und die Dorfleute, die sich erst noch über die närrischen Heiratsgedanken des Brunnmattalten lustig gemacht hatten, nun gaben sie ihm vollständig recht und mochten den betrogenen lachenden Erben das widerfahrene „Pech" herzlich gönnen.

Einzig des „Ammanns" nicht. Diesen waren in der eigenen Familie Sorgen erwachsen, die sie andere, fremde Angelegenheiten völlig unbeachtet lassen machten.

Frau Helene befand sich seit zwei Wochen im Städtchen, bei ihrer schwer kranken Schwester Posthalterin. Und eines Morgens langte bei des Ammanns die Trauerkunde ein, jene sei gestorben — wer hätte gedacht, daß sie ihrem Manne so rasch ins Grab nachfolgen werde!

Durch den Hinschied seiner Schwägerin erwuchsen dem Ammann neue, schwere Pflichten. Als nächster männlicher Anverwandter wurde er von der Waisenbehörde des Städtchens zum Vormund der minderjährigen Tochter der seligen Posthalterin ernannt, in der Voraussetzung, daß er ihr, der Elternlosen, für einstweilen eine Heimstätte in seiner eigenen Familie gewähren werde. In dieser Eigenschaft hatte er die beschlossene Liquidation des Spezereiladens zu leiten, sowie der amtlichen Vermögensbereinigung beizuwohnen.

Und daß diese zahlreichen Geschäftsgänge gerade zu Beginn der Frühlingszeit, da man auf dem Felde alle Hände voll zu tun hatte, stattfinden mußten! Er scheute sich zwar, dieser Verdrossenheit lauten Ausdruck zu geben, auf seinem mürrischen Gesicht jedoch stand sie deutlich zu lesen.

Hiezu gesellte sich noch das Unwohlsein seiner Frau Helene, das sie, die ohnehin Schwächliche, während der Krankheit und bei dem Begräbnisse ihrer verstorbenen Schwester sich zugezogen hatte und das immer noch nicht weichen wollte. Sie ließ mich zu sich in die Nebenstube rufen. Eine schwarz gekleidete junge Dame befand sich bei ihr, „Gotteli“ Fanny. Diese erschien in dem enge anliegenden Trauerkleide noch reizender denn zuvor, und daß sie ein wenig blasser und abgemagert aussah, tat ihrer Schönheit durchaus keinen Eintrag . . .

„Ich habe eine freundliche Bitte an dich zu richten, Pauli!“ begann die blasse Frau Ammännin. Ich ahnte, worin

die Bitte bestand. . . . Meine Befürchtung war nur zu begründet.

„Laß' mir die Vroni noch einige Zeit, Pauli! Du siehst, wie kränkelnd ich bin und zu keiner Arbeit recht fähig . . . Wohl haben wir ein Mädchen gedungen; ist aber noch ein junges und unerfahrenes. Auch haben zwei einstweilen genug zu schaffen in Haus, Feld und Garten, mehr als genug. Drum tu mir die Gefälligkeit, Pauli, wart' mit dem Heiraten noch einige Wochen!"

Sie konnte so herzlich bitten — wie hätte ich widerstehen können? Zumal auch die Vroni sie sekundierte: „Ei ja, auf ein paar Wochen kommt es nicht an, gelt?"

„Ich dank' euch", sagte die Ammännin gerührt. „Ich werd euch dran denken." Des folgenden Tages später kam ihr Sohn Hardle angereist; zu kurzer Vakanz. Nach zwei Wochen schon hatte er wieder in das Priesterseminar zurückzukehren.

Eines Kiltabends, als ich mich bei meiner Vroni in der Küche befand, lud sie, den Wassereimer ergreifend, mich ein, sie zum Hofbrunnen zu begleiten. „Hier sind wir allein und es kann uns niemand belauschen", sagte sie. Dann begann sie in auffallend erregtem Tone: „Diese Fanny — ich kann sie nicht leiden!"

„Ich weiß!"

„Nein, du weißt nicht, kannst es nicht sehen, wie sie von morgens bis abends allzeit beim Herrn Hardle hockt und mit ihm so sehr freundlich — man könnte wohl noch ein anderes Wort gebrauchen — tut. Obwohl sie doch weiß, daß er geistlich werden soll und geistlich werden will!"

„Du siehst wohl zu schwarz, mein Schatz!"

„Nein, nein, ich sehe mit ganz ungetrübten Augen! Ich wollt' ja lieber, die Dinge ständen nicht so, um des guten

frommen Herrn Hardles willen... Ich hab' einmal in einem Buch gelesen, daß es eine verlockende Giftkirsche gibt, Belladonna genannt. Mir kommt das Wort jedesmal in den Sinn, wenn ich diese Fanny seh'. Ich fürchte, sie wird unserm jungen Herrn noch den Sinn berücken."

„Nehmen wir an, daß er davor hinlänglich gefeit ist."

„Woll' es Gott!"

Beim Nachhausegehen mußte ich bei mir selbst es nochmals wiederholen: Wo oder auf welche Weise die Fanny es bei meiner Vroni wohl so gründlich verdorben haben mag? Denn daß das bildschöne junge Mädchen in Trauer solch' eitler Gesinnung und schlimmer Absichten fähig sein sollte — wer konnte es glauben!

Als ich mich meinem Häuschen näherte, hörte ich vom Stalle her lautes, klägliches Gemecker; wegen ihrer Taubheit hatte die Tante es natürlich nicht vernehmen können. Meine Vermutung erwahrte sich; die eine meiner Ziegen war dem Zickeln nahe, und ich sah mich genötigt, die Hilfeleistung meiner in solchen Dingen kundigen Nachbarin Lisebeth anzurufen, diese aus ihrem frühen ersten Schlafe wecken zu gehen. Was in mir neuerdings den lebhaften Wunsch rege machte: Hätte ich meine Zukünftige doch schon heimgeführt!

Die Erben des seligen alten Pfarrherrn hatten in einem Korridor unseres Pfarrhauses immer noch einen mit Büchern gefüllten Kasten stehen. Es gelang mir, zu sehr billigem Preise einen Teil des Inhaltes desselben käuflich zu erwerben. Als ich die Bücher abholen ging, äußerte sich der anwesende neue Seelsorger in sehr mißfälligem Tone: „Wie, Zschokkes Novellen? Zschokke war ja Protestant. . . . Und Schlossers Weltgeschichte! Statt Euch, zu Eurem Seelenheile, den Goffiné

und andere gute katholische Erbauungsbücher anzuschaffen. . ." Und fügte bei: „Übrigens — die Herren Nachtwächter und Briefträger müssen, da sie sich Bibliotheken anlegen können, viel überflüssig' Geld haben!"

Ich wußte, daß Hochwürden an einer langwierigen, unheilbaren Leberkrankheit litt und die schlechte mürrische Laune mit jener in wohl begreiflich naher Verbindung stand. Deshalb tat ich, als hätte ich die hämische Schlußbemerkung vollständig überhört, und begnügte mich, so gelassen als möglich zu erwidern: „Den Goffiné besitze ich längst und glaube mich in religiösen Dingen hinreichend unterrichtet —".

„So? Das werden wir ja sehen, ja sehen!" Das war offenbar eine Anspielung auf meine bevorstehende Heirat. Bereits lagen Beispiele vor, welch' strenges Examen der neue Pfarrherr mit den Brautleuten in Bezug auf die Kenntnisse des Katechismus anzustellen pflegte, bevor er sie zum Traualtar zuließ. Da heißt's gerüstet sein! dachte ich.

XIV.

So schön war die Sonne noch niemals aufgegangen, in solch prächtigem Blütenkleide hatte der junge Lenz sich zuvor noch nie gezeigt, und von solch gehobenen, wonneseligen Gefühlen war mein Jünglingsherz noch nie erfüllt, wie jenes Ostermontagmorgens, als ich an Seite meiner geliebten Vroni nach der Stadt fuhr, um auf unsere Verheiratung hin die notwendigen Einkäufe zu machen. „Hörst du, Schatz", sagte ich, „deucht dich nicht auch, die Vögel sängen heut ganz anders, so wunderlieblich und schön?" — „O ja!" erwiderte sie, ihr rundes süßduftendes Köpfchen vertraulich an meine Schulter lehnend. Vor überströmend Herzglück hätte ich laut

aufjauchzen mögen — wenn das des scheuen Junggaules wegen ratsam gewesen wäre . . .

Nachdem wir unsere Geschäfte besorgt und uns am Wirtstische hinlänglich erfrischt hatten, ließ ich es mir angelegen sein, meiner Vroni die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Auf dem Marktplatze begegnete uns ein bebrillter, rundlicher Herr, der Buchhalter des Fabrikhauses, in welchem ich seiner Zeit gedient hatte. „Herr Wibbert" sagte ich, höflich den Hut ziehend. Und nachdem er mich aufmerksam betrachtet hatte, versetzte er sehr freundlich:

„Ach, unser ehemalige junge Magaziner? Schau, schau — ich hätte dich — ich hätte Euch in dem Vollbart nicht wieder erkannt . . . Wie geht's Pauli? Wie mir scheint, recht gut — freut mich, freut mich aufrichtig!"

Ich stellte ihm meine Braut vor.

„Ah, der Tausend! Und solch eine hübsche, wirklich hübsche . . . und, wie ihre Augen verraten, sehr gescheite — ich gratuliere Paul, gratuliere aufs beste!"

Vroni errötete bis an das zierliche Ohrläppchen heran. Ich aber sagte im Weitergehen: „Du darfst das Kompliment für ganz aufrichtig nehmen, Schatz, denn Herr Wibbert pflegt nicht zu spaßen."

Ich meinte mich an ihrer Seite noch weit mehr.

Einige Tage später ersuchte ich den Herrn Ammann, mir Rechnung zu stellen. Er hatte mir das Brennholz nach Hause gefahren, die Allmendreute umgepflügt und bei unserer Stadtfahrt Roß und Bernerwägelchen geliehen.

Statt ihres Mannes ergriff Frau Helene das Wort: „Das kostet nichts, Pauli! Dafür aber mußt du mir einen Gegendienst versprechen, einen für mich sehr wichtigen . . ."

Ach, ich ahnte . . . Ich sollte die Hochzeit wiederum hinausschieben!

„Nur auf so lange, bis unser Hardle seine erste Messe gelesen haben wird, die auf den Sankt Peter- und Paulstag angesetzt ist. Es wird", erklärte sie mir, „ein großes Fest werden. Die Herren Geistlichen, sowie vornehmern fremden Gäste werden im „Ochsen" speisen, die Anverwandten aber bei uns. Darum wirst du begreifen, daß ich die Vroni unmöglich entbehren kann, ganz unmöglich. Es soll dein und ihr Schade nicht sein — gelt Hans?"

Der Ammann nickte zustimmend. Und ich — was konnte ich anders, als, so schwer es mir auch fallen wollte, mich darein zu ergeben. „Wenn nämlich die Vroni damit einverstanden ist", lautete mein Vorbehalt; ein sehr unnötiger zwar. Die Ammännin hatte sich des Mädchens Einverständnisses schon versichert, so berichtete sie freudigst; sie schenkte mir ein Glas köstlichen, alten Likör ein und sagte, nachdem ihr Mann sich entfernt hatte: „Ich selbst tauge so wenig mehr zur Arbeit, fühle mich allzeit so aufgeregt und schwach — eine Herzlähmung, wie der Doktor sagt. Und muß mich daher auch beim Essen und Trinken so sehr in acht nehmen. Es mag dies ein langjähriges, wenn auch wenig fühlbares Gebresten sein, das erst nach dem Tode meiner armen, seligen Schwester infolge der anstrengenden Nachtwachen und der starken Gemütserregung zum ernsthaften Durchbruch gelangte."

Es war mir ein Herzensbedürfnis, mich noch hurtig in die Küche zu begeben zu meiner Vroni. Diese begrüßte mich mit den Worten: „Du hast eingewilligt, Pauli? Da tatest du recht, denn sie, die Meisterin, ist eine solch liebe und gute — ich könnt dir darüber vieles erzählen." —

Die Mitglieder des Kirchengesangchors beschwerten sich über den nunmehrigen Schulmeister, einen kaum erst aus dem Ei geschlüpften jungen Pädagogen, daß er von Gesang so gut wie nichts verstehe, also unfähig sei, den Kirchengesang zu dirigieren, geschweige denn zu instruieren. „Was nun anfangen?“ riefen sie höchst überdrüssig. Der Pfarrherr faßte die Sache weit leichter auf. „Beten“, meinte er; „das Beten ist jedenfalls gottgefälliger denn das Singen.“

„Und bei der Primiz des Ammanns Hardle?“

„Ja — dann — daraufhin, für diesen Anlaß, kann man einen andern Direktor herbitten lassen, z. B. den Herrn Vikar von Wiffelbach. Ich werde das besorgen.“

Die Unzufriedenheit über den nunmehrigen Ortspfarrer war, zumal bei dem jüngern Teile der Einwohnerschaft, fast ebenso groß, wie über den „ungeschickten“ neuen Schulmeister. Kein Sonntag verging, ohne daß der hochwürdige Herr etwas öffentlich zu rügen hatte: die Leute machten beim Eintritt in die Kirche die Kniebeugung nicht tief genug, beteten den Rosenkranz zu wenig laut und machten keine Anstrengung, die Hustenanfälle zu unterdrücken u. s. w. Am meisten Anstoß erregte die pfarrherrliche Verfügung, daß zwei sonst sehr unbescholtene junge Burschen, die in der hl. Fastenzeit bei einem besondern Anlasse an einem unschuldigen Tanzvergnügen teilgenommen hatten, während des sonntäglichen Gottesdienstes unter die Kirchenampel knien sollten. „Sind Narren, wenn sie gehorchen!“ meinten der Leute viele, „zwingen kann er sie nicht, diese Zeit ist gottlob vorbei.“ Die Burschen fügten sich gleichwohl, ihre frommen Eltern taten es nicht anders. Als ihm jedoch in einer stockfinstern Nacht der Garten verwüstet wurde, brauchte der Pfarrherr über die Täterschaft nicht lange in Zweifel zu sein.

Er, der ehemalige verwöhnte Stadtherr, konnte sich so sehr ärgern und beklagen über den Schmutz der Dorfgassen und die von den Düngerstöcken und Jauchebehältern ausgehenden üblen Gerüche; desgleichen über die Unhöflichkeit der Bauern, die beim Begegnen mit dem Pfarrer nur oberflächlich die Zipfelkappen lüfteten und es nicht der Mühe wert hielten, die stinkende Tabakspfeife aus dem Munde zu nehmen. Sogar die Fliegen fand er bei uns als weit zahlreicher und belästigender, als irgendwo . . . Der blasse, kränkelnde, gramige Herr konnte einem ordentlich dauern.

Die Frau Ammännin seufzte: „Und mit diesem wunderlichen Herrn müssen wir verhandeln wegen der ersten hl. Meß unseres Hardle, den damit verbundenen kirchlichen Festlichkeiten — mir bangt schier davor. Und doch muß es geschehen, läßt sich nicht länger hinausschieben, die Zeit rückt!"

Sie veranlaßte ihren Gatten, die Wohn- und Nebenstube mit neuen Fußböden, die Wände mit einem frischen hellen Ölfarbanstrich, sowie die Front des Hauses mit einem Besenwurf versehen zu lassen. Alles zum würdigen Empfange der zu der Primiz erwarteten Gäste. Und den sonst so häuslich gesinnten Mann schien bei diesem Anlasse das Geld nicht sonderlich zu reuen.

Aber auch die ganze Pfarrgemeinde nahm regen Anteil an dem bevorstehenden Feste, denn daß einer ihrer jungen Gemeindebürger sich dem geistlichen Stande widmete, war ja ein seltenes, ja beinahe unerhörtes, freudiges Ereignis und eine hohe Ehre zugleich. Mit bemerkenswerter Bereitwilligkeit bewilligte die Gemeindeversammlung den für die Renovation, bezw. Weißelung der Pfarrkirche, sowie für eine würdige festliche Ausschmückung derselben benötigten Kredit. Und als der

die Gemeindeversammlung präsidierende Statthalter den Wunsch aussprach, es möchten die Bauern ihre bei regnerischer Witterung die Dorfgasse überschwemmenden Mistgossen möglichst eindämmen und auch ihren Scheunenhöfen ein reinlicheres Aussehen verleihen — selbst diese Anregung stieß auf keinen Widerspruch — man durfte sich billig wundern.

Die Frau Ammännin erzählte: „Es war längst ausgemacht, daß der selige Pfarrherr bei der Primiz geistlicher Vater sein sollte. Nun, da der Gute tot, wird der Pater Superior des Klosters E. an dessen Stelle treten, hat sich selber angetragen. Es scheint schon voraus bestimmt zu sein, daß er, unser Hardle, seiner großen besondern Gelehrsamkeit wegen geistlicher Professor werden soll, wo, ist noch nicht gesagt. Er wird in nächster Zeit die vier niedern Weihen empfangen . . . oder hat sie vielleicht jetzt schon empfangen, und wie sie's nennen, das Subdiakonat angetreten. Und dann — ach, wie sich mein Mutterherz freut. Und hinwiederum wird mir so bang, als ob es mir nicht vergönnt sein sollte, den freudigen, festlichen, glücklichen Tag zu erleben! Ich zähle sozusagen jede Stunde ab, und rege mich, wenn ich an all meine Pflichten denke, so sehr auf — das Herzklopfen, die Beengung auf der Brust!"

Ungleich ruhigeren Gemüts schien Papa Ammann dem wichtigen, freudigen Familienereignis entgegen zu blicken. Auf seinem breiten, vollen Gesichte lag ein Zug großer, stolzer Befriedigung. Dazu hatte noch ein anderer Umstand beigetragen. Die Vroni wußte mir darüber zu berichten: „Ein Herr war da, ich glaub' ein Advokat aus der Stadt. Der sagte zu meinem Meister: Durch den Tod des Teufbachmüllers haben wir, die konservative Partei, einen Sitz im Großen Rat

verloren, und müssen wir trachten, denselben wieder zu gewinnen. Unser Komitee hat Sie, Herr Ammann, als Kandidat ausersehen, als den Zügigsten im ganzen Bezirk."

„Und wie lautete die Antwort?"

„Er, der Meister, lächelte geschmeichelt. Doch sagte er gleich darauf: Ich bin zu alt geworden dazu . . . Wenn Ihr aber später an meinen Sohn, an meinen Otto denken wollt — es würde mich schon freuen. — Das werden wir auch — gut, gut, will mir's gleich notieren, erwiderte der Advokat."

Der eine Sohn auf dem Punkte, geistlicher Herr zu werden, der andere als künftiger Großrat in Aussicht genommen — wie hätte das das Vaterherz nicht mit stolzer Freude erfüllen sollen!

Ich fragte, „Die schöne Fanny — wo steckt die?"

„O, die kümmert sich um das Hauswesen nicht des geringsten. Muß gemerkt haben, wie viele Arbeiten bevorstehen, die große Linnenwäsch', das Scheuern und Fegen des ganzen großen Hauses von oben bis unten. Darum fand sie es für bequemer, auf eine Weile sich aus dem Staub zu machen. Reiste vor einigen Tagen fort."

„Wohin?"

„Wie sie sagte, zu einer Pensionsfreundin. Aber wer weiß, ob sie nicht noch einen andern Strich genommen hat?"

„Wie meinst du das?"

Sie dämpfte ihre Stimme, so daß kein unbefugtes Ohr ihre Worte vernehmen konnte. „O Pauli, ich habe einen schweren Verdacht . . ."

„So sprich denn!"

„Bevor sie fort ging, schrieb sie einen Brief an den Herrn Hardle . . . Sie hat ihm schon mehrmals geschrieben

und die Briefe durch des Tonis Bub — er gab mir einmal die Adresse zu lesen — auf die Post tragen lassen, nach dem Städtchen hin — hörst du, Pauli, nach dem Städtchen — Wozu diese Geheimtuerei, ich frage? Warum durften Tantegotte und Onkel davon nichts wissen? O ich hab einen Verdacht, einen schweren Verdacht! . . . Du lugst mich erstaunt an. Ich aber wiederhole nur, was ich von ihr schon einmal gesagt habe: Belladonna. — Verstehst du's?"

Ich verstand oder glaubte zu verstehen. Ihren Verdacht jedoch vermochte ich keineswegs zu teilen.

„Sie nimmt ja die Huldigung des Otto entgegen und wie mir scheint, mit großem Wohlgefallen —"

„Gewiß", versetzte meine Zukünftige rasch. „Sie ist halt — wie sagt man nur in der Stadt — eine Kokette." —

Die Ammännin klagte, vor Aufregung nicht mehr schlafen zu können. „Jetzt sind's", rechnete sie nach, „bis zur Primiz nur noch sechs Wochen — nur noch fünf . . . Hans", rief sie, „etwas hätten wir bald vergessen: Wir werden uns auf das Fest hin, für unsere Gäste, noch mit Wein versehen müssen, sowohl mit rotem, wie mit weißem — hörst du?"

„Hm hm, ja!"

Dem Feste sollte noch die Heuernte vorausgehen. Das Gras stand in seltener Menge da, die Witterung aber war die denkbar schlechteste. Eine Abordnung der Bauern begab sich eines sonnigen Sonntagmorgens ins Pfarrhaus, um die Erlaubnis auszuwirken, nachmittags das Heu einfahren zu dürfen. Der verstorbene Pfarrherr hatte ihnen in solchen Fällen den Bescheid erteilt: „Das Erlauben liegt außerhalb meiner Kompetenz. Hätte ich aber Futter oder Getreide draußen liegen — ich würde es dem lieben Vieh zulieb einheimsen." —

Der nunmehrige Seelenhirt dagegen sprach: „Wie lautet das Gebot Gottes? Du sollst den Sonntag heiligen . . .“

Und als trotzdem einige Bauern, kleine wie große, ihr vom Regen ausgewaschenes und neuerdings bedrohtes Heu „am Tage des Herrn“ einfuhren, ward ihnen in der nächsten Sonntagspredigt eine strenge, scharfe Rüge zuteil.

Hatte jedoch die Frau Ammännin gefürchtet, der „wunderliche“ Herr Pfarrer werde anläßlich der bevorstehenden Primiz ihres Sohnes sich unfreundlich benehmen — sie täuschte sich. Mit bemerkenswertem Eifer und Kunstsinn nahm er sich der Renovation des Kircheninnern an, leitete persönlich die Ausschmückung des Chores und der Altäre und zeichnete Entwürfe behufs Errichtung von sogenannten Ehrenpforten. Desgleichen erbot er sich, den an dem Festtage erscheinenden geistlichen Herren im Pfarrhause das Frühstück zu verabfolgen.

Des Tages über waren die „Kranzeljungfern“ eifrig mit Heuen beschäftigt, abends flochten sie im Schulhause Tannreis-, Moos- und Epheukränze, um sie bis zu ihrer baldigen Verwendung in kühlem Kellerraume aufzubewahren.

Schneider und Schneiderinnen wurden auf die Störe genommen, denn jedermann wollte an dem seltenen hohen Feste in geziemendem Staate erscheinen. Man lud auswärts wohnende Verwandte auf Besuch und traf zu deren würdiger Aufnahme jetzt schon die notwendigen Vorbereitungen in Haus und Keller. „Es wird an jenem Tag ein Volkswesen geben, wie unser Dorf noch kein solches gesehen, wohl begreiflich!“ hörte man prophezeien.

Die Frau Ammännin rechnete nach: „Nur noch zehn — nun nur noch acht Tage — ach, wie klopft mir das Herz

und vor Unruhe und Bangigkeit kann ich mehr weder essen noch schlafen!"

Ich schrie meiner Haushälterin ins Ohr: „Ich werde unsern großen, fetten Küngel*) schlachten, dann aber sollt Ihr ihn in die Beize legen und auf das Fest hin braten, Tante!"

„Welches Fest?" fragte sie.

„Ei, die erste hl. Meß von Ammanns Hardle."

„Ah, so!"

„Man kann nämlich nicht wissen, ob auch wir Gäste bekommen, etwa des Vetters drüben im Tal."

„Wohl möglich — ganz gut möglich, ja, ja!" meinte sie, mit dem Haupte wackelnd.

XV.

Gewisse in der alten Stiftskirche zu B. getroffene Vorbereitungen deuteten auf eine besondere feierliche Handlung hin. Das geräumige, altertümliche Chor war mit schweren Teppichen belegt und auf denselben lagen nebeneinander anderthalb Dutzend Alumnen bewegungslos auf ihrem Angesichte. Vor ihnen stand der ehrwürdige greise Diözesanbischof mit seinem geistlichen Stabe und hielt eine ergreifende Rede, worin er den Priesteramtskandidaten die von der katholischen Kirche verlangten Gelübde — ewige Keuschheit und unbedingten Gehorsam den Befehlen der geistlichen Obern — eingehend erörterte. Er schloß seinen Sermon mit den eindringlichen Worten:

„Darum prüfet euch selbst, ehe ihr die der letzten hl. Weihe vorausgehenden, schweren bindenden Gelübde ablegt. Wer von euch sich nicht stark genug fühlt, diese Gelübde ein-

*) Kaninchen.

zuhalten oder etwas in seinem Herzen hat, so die Befolgung derselben gefährden könnte — noch ist es Zeit, zurückzutreten..."

Da erhob sich einer der Kandidaten und wanderte zum Gotteshaus hinaus. Jedermann glaubte, der blasse junge Herr sei infolge des den letzten Weihen vorausgegangenen außerordentlich strengen Fastens von einem körperlichen Unwohlsein betroffen worden, das draußen in der frischen Luft sich alsbald heben werde.

Doch wartete man vergebens. Der gelehrteste und zugleich frömmste aller Alumnen war und blieb verschwunden...

So berichtete die im Oberland wohnende, von einer frommen Wallfahrt zurückkehrende Nichte der Ochsenwirtin; und zwar ohne daß die noch wenigen anwesenden Wirtshausgäste sich dabei etwas besonderes dachten.

Selbigen Samstagabend hatte ich mit Rasieren und Haarschneiden zu schaffen bis in die tiefe Nacht hinein. Ehe der letzte meiner schwatzhaften Kunden das Haus verlassen hatte, zeigte die Wanduhr schon die elfte Stunde an und mahnte mich an meine Nachtwächterpflichten.

Bei meinem Rundgang durch das Dorf war ich nicht wenig erstaunt, des Ammanns Haus zu dieser ungewöhnlich späten Stunde noch hell erleuchtet zu sehen; sowohl in der Neben- wie in der Wohnstube schien ein geschäftiges Treiben zu herrschen. Eine Kalesche kam eiligst dahergefahren, hielt vor der Hauspforte. Zwei Männer stiegen rasch aus, die Stimme des einen erkannte ich als diejenige des Ammanns Otto. „Toni", rief er, „komm, steh' zum Roß!"

Ich wartete, bis die beiden sich in's Haus begeben hatten, dann näherte ich mich dem Pferdeknechte und fragte: „Was ist denn los heut Nacht?"

„Weiß nicht", lautete die Antwort des einsilbigen Burschen. „War schon zu Bett', als ich plötzlich gerufen wurde. Ich soll den Fuchs hurtig einspannen, der Otti müß' den Doktor herbeiholen. Drum wird jemand krank geworden sein."

Meine Neugierde war groß. Zudem hatte ich meine Geliebte seit drei Tagen nicht mehr gesehen. Zu einem Kiltbesuche aber war es zu spät geworden, viel zu spät. Ich ersann einen andern Plan, mußte jedoch, bevor ich ihn ausführen konnte, die Mitternachtsstunde ausrufen gehen.

Als ich wieder zu des Ammanns Haus kam, war das Fuhrwerk verschwunden und die Pforte verschlossen. In des Ammanns Schlafstube brannte immer noch Licht. Ein Licht flackerte auch im obern Stockwerk herum, stieg alsbald wieder die Treppe herunter, verschwand, wie ich merken konnte, in der Küche. Ich schlich mich um das Haus herum — richtig, die Küche war beleuchtet. Am Feuerherd stand sie, meine Braut, und wischte sich die Augen. Ich pochte sachte an's Fenster und rief mit gedämpfter Stimme durch das offenstehende „Läufterle": „Vroni!" Sie wandte sich rasch und beinahe erschrocken um.

„Ach Gott, du bist's, Pauli! Wart' nur einen Augenblick, muß erst der armen Meisterin ein Schlückchen Tee bringen und ein frisches Senfpflaster aufsetzen gehen."

Der „Augenblick" däuchte mich eine Ewigkeit. Endlich erschien sie, meine Herzgeliebte, wieder am Fenster. Sie tat so merkwürdig aufgeregt, fing sogar heftig an zu schluchzen. „Um's Himmelswillen, was ist denn geschehen, Schatz?" fragte ich sehr gespannt.

Das Mädchen erzählte, stetsfort mit seinen Tränen kämpfend und in hastigen abgebrochenen Sätzen:

„Ja, wo soll ich anfangen . . . Du weißt vielleicht, daß er, der Meister, mit dem Jud' einen Prozeß hat — wegen einem Gaul . . . Heut' hat er vor Gericht gemußt und scheint's verloren . . . Denn er kam abends in unsöder*) Stimmung nach Haus' und mit einem wahrnehmbaren Tips.**) Auf Befehl brachte ich ihm den Kaffee in die Nebenstube . . . Auch die Meisterin war dort und die Fanny — Leintücher zusammenlegend . . . Da plötzlich — ach, es geht mir ein Stich in's Herz, wenn ich nur dran denke — plötzlich geht die Türe auf — und ein junger, blasser Herr in langem schwarzem Rock trat ein — verstörten Gesichts, stürzte vor dem Meister auf die Knie und rief mit bebender Stimm': Vater, vergieb mir — ich kann — es ist mir unmöglich, geistlich zu werden . . . Ich konnte das Gelübde nicht ablegen — denn ich trug das Bild eines schönen geliebten Mädchens in meinem Herzen, seit langem. Vergebens nahm ich das Gebet zu Hilfe — betete inbrünstig Tag und Nacht und kasteite mich. — Das Bild erschien mir im Traume wieder — just die Nacht zuvor mit seinem blendenden Reiz! . . . Ach, lieber Vater, verzeih' mir, ich fleh' dich an."

„Und dann? Fahr doch fort, Vroni — was geschah weiter?" drängte ich ungeduldig und in höchster Spannung.

„Erst machte der Alte ein Gesicht gleich einem Blödsinnigen. Er tat den Mund auf, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann aber kam es wie ein Ungewitter, es war schrecklich anzuhören: „So, du willst nicht geistlich werden, hast ein Mensch im Kopf? Fluch sei dir, du Schandbub', du Hundsfott!" Die Meisterin rief, die Hände flehentlich aus-

*) böser.

**) Rausch.

streckend: „Halt ein, Hans, sei barmherzig!“ Doch der Alte tobte nur noch lauter: „Fort, fort und komm mir nicht mehr vor die Augen, du Ungeratener du! —“ Er versetzte seinem Sohn sogar einen Stoß vor die Brust, daß jener weit zurücktaumelte. . . . Die Meisterin stieß einen Schrei aus, der mir immer noch in den Ohren klingt, so schmerzhaft und wehmütig.“

„Und der Hardli?“

„Vater“, bat er, „hab' Erbarmen — ich kann ja Arzt werden oder Rechtsgelehrter!“ — „Oder ein Hallunke, hahaha!“ klang es zornvoll und höhnisch. „Fort — oder soll ich die Peitsche holen gehen?“ — Herr Hardli wankte hinaus. „Ade, Mutter! . . .“ Doch diese antwortete nicht. Ich hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Ich schaute mich nach der Fanny um — sie war davongerannt. Der Otti erschien unter der Tür, lugte eines nach dem andern erstaunt an. Ich bat ihn, die arme Meisterin in ihre Schlafstube schaffen zu helfen und sodann eiligst den Doktor herbeizuholen. Ich hörte, wie der Alte in der Wohnstube nebenan laut tobte: „Ich jag' ihn aus dem Haus', werde ihn enterben, alles dem Otto geben, alles, alles!“ — Ich wußte nicht, was mit der immer noch ohnmächtigen armen Meisterin anfangen, ich weinte vor Angst, Mitleid und Verzweiflung. Ich rief ins Haus hinauf dem Untermädchen. Auch die Fanny ließ sich endlich wieder blicken, sah aber so blaß und verstört aus und war zu nichts zu gebrauchen. . . Die Meisterin fing, nachdem man ihr kräftig die Händ' gerieben und nochmals das Tropfenfläschchen unter die Nase gehalten, langsam wieder an zu atmen . . . Der Doktor aber sagte: „Es war ein Schlaganfall, ein leichter zwar, kann sich aber wiederholen“ . . . Ich dachte, der Meister

werd' ihn hinausbegleiten. Doch der saß, vor sich die Kirschwasserflasche, in der Wohnstube am Tisch und gab in der Trunkenheit dann und wann polternde, unverständliche Worte von sich. Jetzt ist er, denk ich, fest eingeschlafen. . . . Nun aber muß ich gehen und nach der Meisterin schauen. Denn auf das junge Untermädchen ist kein Verlaß — ich hab' mich wohl schon zu lang bei dir aufgehalten!"

„Nur noch eins, Vroni — der Student —?"

„Ich hörte ihn nach dem schrecklichen Auftritt treppauf stolpern, dann aber nach einer Weile wieder treppab. Ich glaub, er ist nicht mehr im Haus' . . . Ach Gott, welch ein Elend, ich darf nicht dran denken!"

Fort war sie. Ein Fuhrwerk kam angefahren — es war der Otto, von dem Doktor zurückkehrend.

Ich ging nochmals die Stunde rufen und sodann nach Hause.

Doch beschäftigte sich mein Sinnen zu lebhaft mit den Vorgängen in der Ammannsfamilie, als daß ich hätte den Schlaf finden können.

Der Alte, sagte ich mir, hatte sich so sehr in den Gedanken eingelebt, daß sein Sohn, zur Ehre des Hauses, in den Priesterstand treten und es vielleicht noch zu einer hohen geistlichen Würde bringen werde. Ja, die Priesterweihe hätte bereits stattfinden sollen und waren alle Vorbereitungen zu dem hohen festlichen Akt der ersten hl. Messe getroffen. Und nun, von seiten des Sohnes, die plötzliche unerwartete Absage — ich begriff vollkommen, daß sich das Gemüt des jähzornigen, stolzen Mannes darüber empören mußte; zumal wenn er, wie die Vroni berichtete, bösen Wein getrunken hatte . . Zugleich fragte ich mich: Wer mag wohl das weibliche Wesen sein,

dessen bezauberndes Bild sich in das Herz des Priesteramtskandidaten geschlichen und ihn verhindert hat, das Gelübde abzulegen?

Belladonna! An dieses Wort Vronis wurde ich plötzlich wieder erinnert. Könnte es möglich sein, daß sie —? Alle Umstände sprachen wirklich dafür: Der heimliche Briefwechsel, sowie die verbotenen Besuche, die das verführerisch schöne Mädchen, wie meiner Braut Verdacht lautete, ihrem gelehrten jungen Vetter abgestattet . . . Und ihr auffallendes, fluchtartiges Benehmen bei dem Auftritte von heute Abend . . .

Vielleicht ist dieser Verdacht gleichwohl ein unbegründeter. Doch, wenn man hinwieder bedenkt — wer konnte es sonst sein, da der arme fromme Hardle, seine schöne Cousine ausgenommen, unseres Wissens keine Damenbekanntschaft hatte, ja nicht einmal die Gelegenheit zu einer solchen hätte finden können?

Sei dem, wie es wolle, dachte ich weiter — welch' harte, stürmische Kämpfe müssen in dem Herzen des armen Mannes getobt haben — vielleicht wochen- oder monatelang — zwischen Frauenliebe und Entsagung! Bis jene schließlich den Sieg davon trug, der Weltreiz über die Aussicht, im opfervollen katholischen Priesterstande sich einen bevorzugten Platz im Himmelreiche zu sichern.

Er habe so schrecklich abgemagert und blaß ausgesehen, sagte die Vroni. O ich glaubte es ihr gerne!

XVI.

Der ohnehin mit Kindern reichlich gesegnete Hübelischneider war von seiner Frau soeben mit Drillingen beschenkt worden.

Der Urechklaus hatte bei einem Sturze von der Heubühne herab einen komplizierten Beinbruch erlitten.

Und der früher hier amtierende Lehrer Strickler ging mit des Untervogts Fränzeli „zum Herrn“, die geldstolzen Alten des Mädchens hatten sich also schließlich doch darein ergeben müssen.

Drei Ereignisse, die zu andern Zeiten in den Kiltstuben des gründlichsten besprochen worden wären. Nun fanden sie bloß flüchtige Erwähnung.

Die jüngsten Vorgänge in des Ammanns Familie nahmen das Interesse der gesamten Dorfbewohnerschaft in beinahe ausschließlichem Maße in Anspruch. Jemand im Hause mußte es ausgeschwatzt haben — ich vermute der Viehknecht Seppli: „Der Hardle hat abgesagt, ist es plötzlich reuig geworden, mag nicht geistlich werden!“

Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Dorf, überall das größte, an Entsetzen grenzende Erstaunen hervorrufend. Auf der Straße, auf dem Felde oder wo immer zwei oder mehr Leute sich begegneten, rief man sich zu: „Habt ihr auch gehört — des Ammanns Hardle!“ —

„Aber ist es auch wirklich wahr?“

„Ei, wie sollt' es nicht! Die Ammännin ist ja deswegen schwer erkrankt und er, der Ammann selbst, soll schier verrückt sein, ist für niemand mehr zu sprechen!“

„Und das Herrlein hat den Mut gehabt, es seinem Alten mündlich anzukünden? Ist also hier gewesen?“

„Ja. Es muß — eigentlich wohl zu denken — einen harten Auftritt abgesetzt haben; denn als der Stegmattuli etwa nachts zwölf Uhr für seine frisch gekalbte Kuh beim Brunnen

Wasser holen ging, rannte eine vom Dorf herkommende schwarz gekleidete rahne*) Mannesgestalt mit einem kleinen Bündel unter dem Arm grußlos an ihm vorbei, gleich einem Verbrecher oder Flüchtling — ganz unzweifelhaft des Ammanns Hardle."

„Was ihr da sagt! Gelt, gelt!"

Auf das Erstaunen folgte die Entrüstung. „So nah der ersten heiligen Meß!" hörte man ausrufen. „Und nachdem alles so hübsch vorbereitet gewesen — der Schmuck an und in der Kirche, das Reinigen und Ausbessern der Dorfgasse, das Aufputzen der Häuser, die neuen Kleideranschaffungen, lauter Dinge, die viel Geld gekostet haben. Und nun alles vergebens, weil das Herrlein plötzlich einen närrischen oder sündhaften Sporren — wer mag wissen welchen — in den Kopf gekriegt hat — das hohe Fest, auf das sich das Dorf wochenlang so sehr gefreut hatte. — Alles zu nicht' geworden! Ist sowas je gehört worden? Ja, ja, er tat wohl daran, dieser saubere Hardle, sich aus dem Staub' zu machen, an Schimpf und Schand' würd's ihm, wenn er hier geblieben, nicht gefehlt haben und zwar mit vollem Recht! Sogar Schläge hätte er verdient!"

Man fragte sich: „Was soll nun mit den vielen grünen Kränzen geschehen?"

„Futter für die Geißen!" klang es höhnisch und zornig.

Allerdings gab es auch solche, zumal unter den Großbauern, die „diesem hochmütigen dicken Ammann" aus lauter christlicher Nächstenliebe den mächtigen Verdruß heimlich bestens gönnen mochten.

---

*) schlanke.

Nur mit Mühe gelang es mir, am dritten Abend nach jener aufregenden, verhängnisvollen Szene, in des Ammanns Hause, meine geliebte Vroni wieder einmal zu sehen und unter vier Augen zu sprechen. Das Mädchen war immer noch sehr aufgeregt, und erzählte in hastig gesprochenen, abgerissenen Sätzen:

„Ach, die arme Meisterin! Ist von dem Schlag an einer Seite vollständig gelähmt, auch die Zunge . . . Liegt in ihrem Bett regungslos; man könnte meinen, sie tät fortwährend schlafen. Diesen Abend, etwa vor einer Stund', tat sie zum erstenmal wieder die Augen auf, schaute wie suchend um sich und lallte mit großer sichtlicher Anstrengung „der — Hardle —?“ Was sollte, was konnt' ich ihr antworten, da ich selbst und auch niemand im Haus' weiß, wo das arme Herrlein sich befindet, was aus ihm geworden ist. Ich möchte flennen, wenn ich an ihn und sein traurig Schicksal denk' —“

„Vroni, so komm' doch, hurtig, hurtig!“ Es war das Untermädchen, welches ängstlich rief, und hinzu fügte: „Die Meisterin — ich glaube, sie stirbt oder ist schon gestorben!“

Welch' ein Lärm im Hause, welch' ein Jammer! Meine Vroni weinte wie ein Kind, desgleichen der Otto. Während der aus seinem Dusel jählings aufgeweckte Gatte Ammann polterte: „Es kann nicht sein — ihr irrt euch — Otto, fahr' zum Doktor — hol' den Doktor, geschwind!“ Und als kein Zweifel mehr darüber bestehen konnte, daß er Witwer geworden, da gebärdete er sich wie unsinnig. Sein Herzeleid verwandelte sich in unbändigen Zorn: „Das ist sein Werk, dem ungeratenen Bub' sein's!“ tobte er. „Fluch sei ihm nochmals, Fluch!“

Die Fanny hatte sich wieder auf ihr Zimmer hinauf geflüchtet. Sie fürchte sich vor den Toten, es sei dies selbst

bei ihrer eigenen Mutter der Fall gewesen, lautete ihre Entschuldigung . . .

Das Urteil der Dorfleute war diesmal ein übereinstimmendes: „Eine bessere Frau, als diese Ammännin war, kann es nicht geben. So überaus verständig und friedliebend!“ — „Und so wohltätig, wie keine zweite im Dorf'!“ fügten die Armen mit lebhaftem Bedauern hinzu.

Die Vroni bat mich am Begräbnismorgen: „Hilf mir doch, wann die Leiche fort ist, die Stube ausräumen und Tisch und Bänk aufstellen zum Mahl — gelt, du tust mir den Gefallen, lieber Pauli! Auch der Otti läßt dich bitten — Gut, daß wenigstens dieser noch bei Besinnung ist, der Alte hat vollständig den Kopf verloren. Gestern abend fand ich's an der Zeit, ihm die Flasche vor der Nase wegzunehmen — denke dir! Er schaute mir nur so erstaunt und ärgerlich Worte brummend nach — ich kehrte mich nicht daran. Wie sollt' ich? Denn meines Bleibens ist doch nicht mehr in diesem Haus'. Ja, so lang die unvergeßliche, beste aller Meisterinnen lebte! Aber so, bei dem verstörten, wunderlichen Alten . . . Und erst die Fanny — nein, ich könnt' ihr närrisch und hochmütig Tun nicht länger mitansehen. Und wenn ich an den unglücklichen, armen Hardle denk' und was ich dabei über diese Fanny denken muß, an ihr bös Gewissen! Just morgen werd' ich künden!“

„Also endlich, endlich darf ich dich heimführen, liebster, herrlichster Schatz!“ rief ich freudigst aus. Ja, hätten wir uns nicht in einem Trauerhause befunden, ich würde mein Bräutchen vor Freude in die Arme geschlossen und es abgeküßt haben.

Das letzte Glockenzeichen verkündigte, daß das Begräbnis, sowie die damit verbundene kirchliche Totenfeier beendigt waren.

Die Wohnstuben des Trauerhauses füllten sich mit Leidtragenden, heimischen wie fremden. Der Ammann überließ es seinem Sohne Otto, die Gäste zu begrüßen und an die mit Speisen gedeckten Tische zu placieren. „So tat er auf dem Kirchhof während der Beerdigung und schaute nur so grimmig drein", berichteten die Leute. „Desto lauter weinten der Otto und die Fanny. Doch unterließ diese es nicht, von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihr neues schwarzes Gewand zu werfen, ob es doch gut sitze."

Ich befand mich in der Küche bei meiner, am dampfenden Kochherde stehenden Vroni, und ich wollte mich just nach Hause begeben, als von der Hinterstube, dem Sterbezimmer der seligen Ammännin her seltsam brüllende Laute sich hörbar machten. Es war der gewaltsam zurückgehaltene und nun plötzlich zum Ausbruch gelangte Schmerz des auf so unerwartete Weise zum Witwer gewordenen alten Mannes. Ich hatte eigentlich nie daran gezweifelt, nun aber ward es auch andern klar: Trotz seinem wortkargen, trockenen Wesen ging ihm seine gescheite, sanfte Frau Helene über alles, er betete sie in seinem Herzinnern förmlich an. . . „Hörst du", flüsterte die Vroni mir ängstlich zu, „hörst du, wie er tut, fast wie unsinnig, so daß ich mich schier zu fürchten anfange — ich bitte, bleib noch hier, Pauli!" — Ich beruhigte: „Er soll sich tüchtig ausweinen, ein besseres Mittel, um den Seelenschmerz zu lindern, gibt es nicht. Er, dein Meister, wird nach und nach wieder zu Leben und Verstand kommen . . ."

Die Trauergäste aber fragten sich leise und es fragten sich alle Leute des Dorfes: „Wo mag das „Herrle" wohl weilen? Wenn er wüßte, daß wir heute seine Mutter begraben haben!"

XVII.

Mögen vornehme Leute bei ihren Hochzeitsfesten den größten Glanz und Aufwand entfalten, glücklicher als ich und Vroni an unserm in aller Stille gefeierten Hochzeitstag kann sich ein Pärchen unmöglich fühlen, o nein!

„Wozu an dem einen Tag unnötig viel Geld vertun, das wir hernach, in unserm jungen Haushalt, noch gut gebrauchen können!“ lautete der sehr verständige Rat meiner herzgeliebten hübschen, drallen Braut.

Am Morgen nach unserm Hochzeitsfeste begab sie sich in das Haus ihres ehemaligen Dienstherrn, um ihre Sachen abzuholen. Bei ihrer Rückkehr erzählte sie mir: „Der Ammann zahlte mir den rückständigen Lohn heraus. Er war immer noch sehr aufgeregt, ich sah, wie beim Rechnen mit dem Bleistift seine Hand zitterte. Und als ich sagte: Ihr gebt mir ja zu viel, Meister, dreißig Franken zu viel! polterte er: Nimm's nur — Trinkgeld, wohl verdientes Trinkgeld, hm hm! . . . Und dann noch was — noch was: Sie, als sie noch gesund war — vor etwa einem Halbjahr — hat sie gesagt: Der Vroni geb' ich zur Hochzeitssteuer das Bett, in welchem sie schläft, samt doppeltem Anzug. Und was die Selige versprochen, tu' ich halten, hm hm! Bet' für sie, Vroni . . . Um seine Rührung zu verbergen, rief er zum Fenster hinaus seinem Viehknecht zu: Nicht die Ochsen anspannen, Seppli, sondern die vordern jungen Kühe! . . . Ich dankte ihm von Herzen. Ich war ebenfalls tief gerührt. Und mit einer Art Wehmut verließ ich das Haus, in welchem ich acht Jahre lang gedient und welches mir zur zweiten lieben Heimat geworden war . . .“

Des darauf folgenden Sonntags gelangte ein Aufsehen erregender Kaufakt zur öffentlichen Auskündung: Der Ammann hatte seine sämtlichen Liegenschaften, Häuser, Scheunen und Schuppen seinem ältesten Sohne zu Eigentum abgetreten und, wie nachträglich verlautete, für die Kaufsumme Quittung ausgestellt.

Der Hardle also von seinem Vater wirklich enterbt.

Wieder fragten sich die Leute: „Wo der Hardle sich wohl aufhalten mag?"

Sein Bruder hätte darüber Auskunft erteilen können, sowie auch mein Frauchen. Der Ammann hatte einen mit fremdländischem Postzeichen versehenen Brief erhalten, denselben jedoch, als er auf der Adresse die Schriftzüge seines jüngern, „verfluchten" Sohnes erkannte, zornig auf den Boden geschleudert. Otto hob das Schreiben auf, erbrach es und las. Es war an seine Mutter, die er noch lebend wähnte, gerichtet. Er bat sie in den rührendsten, flehentlichsten Ausdrücken um Verzeihung für das schwere Herzeleid, das er ihr bereitet habe . . . Er habe sich von einem unglückseligen, tollen Wahne leiten lassen und dafür nach langen Irrfahrten in einem elsässischen Trappistenkloster Aufnahme gesucht und gefunden, um Buße zu tun . . .

Otto zeigte den Brief meiner bei der Hauswäsche behilflichen Vroni, mit dem höhnischen Beifügen: „Verrückt! Es wird wohl das beste sein, ich zerreiß' das Ding."

„Willst ihm nicht schreiben, daß die Mutter gestorben sei?"

„Nein. Ist es nicht wert!" —

Der Ammann hatte seinen jüngern Sohn enterbt. Das „Mütterliche" jedoch konnte er ihm nicht vorenthalten. Es

mußte für den „unbekannt abwesenden" jungen Mann ein Vormund ernannt werden, der der amtlichen Vermögensausscheidung beizuwohnen und das jenem zufallende mütterliche Erbteil zu verwalten hatte. Letzteres fiel mager genug aus: wenige Tausend Franken.

„Der arme Hardle", sagte die Vroni, „trotz seiner Verirrung kann er mich doch so sehr dauern. So von all seinen Verwandten verlassen und verachtet zu sein! und in der Fremde weilen zu müssen ohne Trost und Hilfe, er, der schwächliche, empfindsame Mensch — 's ist doch hart! . . . Soll ich ihm schreiben und mit den traurigen Geschehnissen auf möglichst schonende Weis' bekannt machen — steht solches mir an, die ich bloß Dienstmagd in seinem Elternhaus' gewesen? Was meinst du, Pauli, sprich?"

Ich zuckte ratlos die Achseln. Und die Sache hatte für einstweilen ihr Verbleiben. Denn mein hübsches, rühriges Frauchen fand keine Zeit mehr, sentimentalen Gedanken nachzuhängen. Was meine verabschiedete alte Tante-Haushälterin ihrer Gebrechlichkeit wegen nicht hatte tun können, wurde nun nachgeholt: der Garten von dem überwuchernden Unkraut gereinigt, das rußige Häuschen innen und außen gefegt, vom Flursöller bis unter das Giebeldach hinauf, die Simse des Wohn- und Schlafstübchens mit blühenden Maienstöcken und die Fenster selbst mit bunten Vorhänglein versehen — welch ein freundliches Anlugen im Vergleiche zu ehedem, welch angenehmes Wohnen darin. Besonders in Gesellschaft eines solch muntern, resoluten und herzigen Frauchens, das nicht müde ward, betreffs unseres Hauswesens neue Pläne auszuhecken.

Sie, meine geliebte Vroni, übergab mir eines Tages ihr Sparkassenheft samt der in einer Schachtel aufbewahrten Bar-

schaft. Zusammen eine Summe, die meine Erwartungen weit überstieg und mich zu dem von Herzen kommenden Ausruf veranlaßte: „Welch' ein sparsames, häusliches Mädchen du gewesen bist, ganz ohne Gleichen!“ Sie aber tat den Vorschlag: „Aus einem Teil des Geldes lassen wir unser Scheuerlein vergrößern, mit dem übrigen aber, so mein' ich, kaufen wir uns eine Milchkuh; jedoch erst auf nächsten Herbst, da zuvor der nötige Vorrat Heu beschafft werden muß. Sofern du nämlich damit einverstanden bist —“

„O ganz und gar, mein Schatz!“ stimmte ich freudig bei.

Es gelang mir, auf drei Jahre und um geringen Pachtzins den Graswuchs der ausgedehnten Gemeindewaldwege, sowie denjenigen den Waldsäumen entlang zu erstehen. Als die Zeit um war, machte sich meine Vroni mutig an die Arbeit, ging jeden sonnigen Morgen mit der Sense bewaffnet nach dem Wald hinauf; und nachmittags half ich ihr das Heu rüsten und auf unserm großen Gitterkarren nach Hause schaffen; jeden Tag, bei günstiger Witterung, eine oder zwei Karrenladung duftiges Heu, schließlich ward doch auf der Bühne ein ansehnlicher Stock daraus, nach meiner Berechnung groß genug, um damit eine Kuh auf ausreichende Weise überwintern zu können. Dazu die wider Erwarten reichliche Kartoffelernte, die Menge Kohl und Rüben.

Meine Vroni hatte schwielige Hände und sonngebräunte Farbe bekommen. Das tat ihrer Schönheit in meinen Augen keinen Eintrag; meinem Urteil nach war sie gleichwohl das hübscheste und herzigste Frauchen der Welt. Meine Nachbarn fügten hinzu: „Und das arbeitsamste und anschicklichste, so es geben kann. Und so friedlich und allzeit aufgeräumt. Er, der Pauli, hat beim Heiraten wahrlich das große Glückslos gezogen!“

Aber erst am Gallusmarktabend, als statt der beiden unansehnlichen Ziegen ein junges braunglänzendes, großträchtiges „Toggenburger“ Kühlein in unserem wohlgeschützten Stalle stand, wie freuten wir beide uns so kindlich und zugleich so stolz! „Kannst du melken?“ fragte ich die Vroni. „In frühern Jahren, als ich noch zu Hause bei den Meinen war, da konnt' ich's, ja! Nun muß ich's halt wieder probieren“, meinte sie mit zuversichtlichem Lächeln. „Man kann ja alles, man braucht nur zu wollen!“ und rechtfertigte diesen Ausspruch durch die Tat. . . .

Wieder war sie es, die den Vorschlag machte: Das Kalb — siehst, Pauli, welch ein munter niedlich Tierchen! — ziehen wir auf, wenigstens bis nächstes Frühjahr — nicht wahr. O ich will das gern besorgen, ich!“ —

Die rauhe Jahreszeit trat ein, die Feldarbeiten ruhten. Desto emsiger begannen in den wohlgeheizten Kiltstuben die klatschsüchtigen Zungen und Zünglein sich zu regen. An Stoff fehlte es nimmer: Taufen, Krankheits- und Sterbefälle, im Entwicklungsstadium begriffene Liebschaften, in Aussicht stehende eheliche Verbindungen, die auf verschiedenartige Weise kommentiert wurden.

Das Hauptinteresse nahmen jedoch immer noch die Vorgänge und Verhältnisse in des Ammanns Familie in Anspruch. Man erzählte sich darüber — und ich selbst hätte vermöge meiner persönlichen Beobachtungen diese Aussagen zum großen Teile bestätigen können: Der Otti hat die Spittelhoferbin aufgegeben und karessiert nun sein feines schönes Bäschen Fanny.

Was sagt denn der Alte dazu, dem als Sohnesfrau früher keine reich genug erschien? Die Fanny aber ist nicht reich, ihre Eltern haben bei weitem nicht das Vermögen hinter-

lassen, wie man erwartet hatte. Der Posthalter soll nämlich dumm spekuliert haben.

Eben deshalb angelt die Junge nach dem reichen Bauernsohn, um fortan die Madame spielen zu können, begreiflich! — Und was den Alten betrifft, er sei ja ebenfalls verliebt — in die Branntweinflasche."

„Er, unser Ammann?"

„Man sagt so, ja! Geht selten mehr in den Gemeinderat, überläßt fast alles dem Statthalter. Hockt die meiste Zeit daheim in der Ofenecke beim Gläschen, brummt oder träumt oder schläft.

„Das kann aber keinen guten Austrag nehmen."

„Wie sollt's? —"

Ich hatte eines Tages einen Brief zu bestellen. Derselbe trug den Stempel „Mairie der Stadt Straßburg" und war an unser „Bürgermeisteramt" adressiert. Der Ammann befahl mir: „Tu' ihn auf und lies mir's vor!" Und nachdem ich seinem Wunsche willfahrt hatte, fing er an zu poltern: „So? s'ist wegen meinem Früchtlein, dem Hardl'? Hat's in dem Büßerkloster nicht aushalten mögen — o ich glaub's gern", rief er höhnisch, „das Büßen und Fasten ist nicht nach des Nichtsnutz' Geschmack!"

„Ist aber krank geworden, Herr Ammann, liegt zu Straßburg im Spital, hier steht's ja deutlich zu lesen!" suchte ich zu belehren.

„Geht mich nichts an, hm, hm!"

„Ist von Geldmitteln entblößt —"

„Kümmert mich wenig, ist nicht mehr mein Sohn!"

„Sprecht nicht so, Herr Ammann, ich bitt! Es war sein erster und einziger Fehltritt —"

„Sag' lieber verfluchter Bubenstreich, das aus der Kutte springen! Er hätt' mir das Haus ob dem Kopf in Brand stecken können, es wär' eher zu verzeihen gewesen, weit eher. Ja, was ihm auch Unheilvolles geschehen mag — hat's reichlich verdient an ihr und an mir. . . Und geht er dahin — das wär' das Gescheiteste, so er tun kann. Es ist kein Schad' um ihn." Ich sah, er hatte wieder getrunken, und gegen seinen unvernünftigen Zorn war zu dieser Stunde nicht aufzukommen. Darum begnügte ich mich, darauf aufmerksam zu machen: Die Straßburger Spitalverwaltung verlangt von Euch einen Gutschein, Herr Ammann!"

„Nicht den Rappen zahl' ich, noch geb' ich meine Unterschrift, geh' mit dem Wisch zu seinem Vogt, dem Kirchmeier —"

„Und zum Statthalter?"

„Meinetwegen, nur mich laß in Ruh, geh!" klang es ungeduldig und so unhöflich als möglich.

Mein Frauchen eiferte: „Wie ein Vaterherz nur so hart und unversöhnlich sein kann, er sollt' sich schämen!" Und fügte mitleidsvoll hinzu: „Der bedauernswerteste, arme Hardl', so in der fremden Welt draußen krank liegen zu müssen ohne Geld und Unterstützung — wie himmeltraurig. Ja, wenn ich wüßt', daß sie ihm nichts schicken würden —"

„Wird heute noch geschehen, Schatz!" beruhigte ich. „Die Kirchmeierin hat sich der Sach' angenommen, ist ja Hardles Taufgotte."

„Das ist brav von ihr, ich werd' ihr dafür danken. Denn was die Leut', was sein eigener Vater auch über ihn sagen mögen, ich weiß, ich hab' ihn ja jahrelang beobachten können, daß er, der Hardle, ein tugendhafter Mensch ist, wie's wohl keinen zweiten gibt im ganzen Dorf. Und lass' mir's

nicht ausreden — sie, sie, diese Belladonna ist schuld an seinem ganzen Unglück, hat ihm das Herz betört und den Kopf verrückt gemacht!"

Dann kam, nach etlichen Wochen, von seiten der Straßburger Spitalverwaltung die Mitteilung, daß Erhard N., unseres Ammanns Sohn, als von seiner Krankheit genesen entlassen worden sei, nebst Schlußrechnung betreffend die Pflegekosten. Und des andern Tages ein Briefchen an die Kirchmeierin von Hardle selbst: „Also meine liebe Mutter gestorben? Und für mich kein Vaterhaus, keine Heimat mehr? Behüte Euch Gott, liebe Gotte, möge der Himmel Eure mir erwiesene Gutherzigkeit lohnen! . . ."

Wohin er sich zu wenden und was er nun anzufangen gedenke, darüber stand in dem Briefchen kein Wort, und niemand im Dorfe vermochte darüber Auskunft zu geben.

Der Pfarrer behandelte in seiner Sonntagspredigt die biblische Geschichte vom verlornen Sohn. Die Bauern sagten beim Nachhausegehen: „Es war leicht herauszuhören, wen er damit meinte. Ganz recht — da können die jungen Leut' wieder ein Beispiel nehmen!" Worauf die Jungen versetzten: „Was hat denn dieser Hardle für ein schweres Verbrechen begangen? Daß er nicht hat geistlich werden wollen?"

„Ei, war das etwa nicht genug?" —

Zu ganz ungewöhnlicher Zeit, nämlich schon am letzten Fastensonntage, wurde von der Kanzel herab die Verlobung des Ammanns Otto mit seiner schönen Cousine verkündet. Es wurde davon niemand mehr sonderlich überrascht, hatten doch die Leute schon seit Wochen dies und das gemunkelt. Und als es bekannt wurde, daß die Hochzeit ganz im stillen gefeiert werde — in der ersten Morgenfrühe Abfahrt der Braut-

leute in einer Mietskutsche nach der Stadt zur Trauung bei den Kapuzinern — hörte man spöttisch bemerken: „Ganz am Platz, die Braut sei ja — unpäßlich!"

XVIII.

An demselben Februartage, an welchem sein Sohn Hochzeit feierte, erhielt unser Ammann Besuch. Ein vornehm aussehender bebrillter Herr, der das Gemeindeoberhaupt in wichtiger Angelegenheit zu sprechen wünschte, jedoch nach langem Warten von der Dienstmagd des Hauses den Bescheid erhielt: der Herr Ammann ist — ist — läßt Euch sagen, daß, wenn's Gemeindegeschäfte betreffe, Ihr Euch an den Statthalter wenden sollet . . . Da ist just der Nachtwächter, der kann Euch das Haus weisen."

Ich führte den Herrn zum Gemeindestatthalter. Dieser befahl mir: „Wart' noch eine Weil', Pauli, sollst mir was ausrichten!"

Ich konnte also hören, wie der fremde Herr sein Anliegen vorbrachte: „Ich bin einer der Direktoren der Papierfabrik zu X."

„So—o!"

„Und wir wünschen unser Geschäft auszudehnen."

„So!"

„Ihre Gemeinde besitzt hier in der Nähe einen ziemlich wasserdichten, und wie mir scheint, konstant fließenden Quellbach."

„Der Mühlbach, ja."

„Würde sich meiner Ansicht nach trefflich eignen zur Kraftlieferung für eine Fabrik."

„Fa—brik?"

„Ja, Holzstoffabrik in größerem Umfange. Wir wären geneigt, um eine sehr anständige Summe das Wasserrecht, sowie die für den Bau und Betrieb benötigten Liegenschaften käuflich zu erwerben. . . . Einen fernern besondern Gewinn würde dadurch Eurer Gemeinde erwachsen, daß sie alsdann ihr überschüssiges, junges Tannenholz zu sehr vorteilhaften Bedingungen zu verwerten Gelegenheit hätte. Ersuche Sie höflich, Herr Statthalter, unser Gesuch Ihrer löblichen Gemeindebehörde zur Beratung und Schlußfassung unterbreiten zu wollen . . .“

Der Gemeinderat beriet die Angelegenheit schon an einem der folgenden Abende und gelangte zum Schlusse: „Fabrik errichten, in unserer Gemeinde errichten? Und uns Bauern die Arbeitskräfte verteuern, nämlich unsere an geringe Löhne gewöhnte Knechte und Taglöhner hochmütig und abspenstig machen? Oder gar noch fremdes Gesindel anziehen, um hier zu wohnen, ihre Kinder unentgeltlich in die Schul' zu schicken und unsere jungen Leut' zur Sittenlosigkeit zu verleiten? Nähä, das geschieht nicht, dazu können wir unmöglich Hand bieten!“

Einer der Räte warf die Frage auf: „Sollte man die Sach' nicht vor die Gemeinde bringen?“ wurde jedoch brüsk abgefertigt: „Wozu das? Ist's nicht genug, daß wir, das allgemeine Wohl im Auge haltend, Nein sagen? Du, Gemeindeschreiber, meldest dem Herrn Griter —“

„Grether ist sein Name.“

„Meldest einfach diesem Herrn Grether: Euer Gesuch ist abgewiesen. Und damit fertig. Unsere „Neuen“ brauchen nicht ihre Mäuler darein zu hängen!“

Jene aber „hingen ihre Mäuler“ dennoch „drein“. Die Sache wurde nämlich bekannt und erregte bei der „mindern“

Bürgerschaft gewaltiges Aufsehen und große Entrüstung. Hatte sich der Gemeinderat durch seine spießbürgerlichen Grundsätze und Handlungen beim Großteil der Einwohnerschaft in hohem Grade mißbeliebt gemacht — diese Fabrikangelegenheit schlug dem Fasse vollends den Boden ein. Auch versäumten die Führer der „neuen" Partei es nicht, daraus angesichts der nahe bevorstehenden Erneuerungswahlen nach Kräften politisches Kapital zu schlagen. Sie konnten dies um so wirksamer tun, da der Ammann, so wie er seit einiger Zeit seine Amtspflichten vernachlässigte, so auch bei der Wahlkampagne, entgegen seiner frühern Gewohnheit, die größte Gleichgültigkeit an den Tag legte — die Flasche, das Gläschen!

So kam es, daß bei den Gemeinderatswahlen die Liste der „neuen" oder Arbeiterpartei, mit dem Küferfriedel an der Spitze, glänzend obsiegte.

Bei dem ganzen Wahlrummel verhielt ich mich nach dem Rate meines sehr verständigen lieben Frauchens so passiv als möglich, blieb auch dem bis in den Morgen hinein dauernden jubelvollen Trinkgelage der „Neuen" fern. „Dadurch hast du dir den bösen Kater erspart", sagte die Vroni. „Auch wird jedermann begreifen, daß du in deiner Stellung nicht andes handeln konntest." Sie hatte recht. Als ich mich, nach seiner geschehenen Beeidigung, unserm neuen Ammann vorstellte und dabei die Bemerkung tat: „Ihr werdet Euch nun auch einen neuen Nachtwächter u. s. w. wählen wollen", erwiderte jener bestgelaunt: „Hab' nicht bang, Pauli, du bist uns gut genug! Werden sogar froh sein über deine erfahrenen guten Dienste."

Anders mein ehemaliger Vorgesetzter, zu dem ich geschickt wurde, um das Gemeindesiegel, Bücher und Schriften abzuholen, „Hier der Bettel!" knurrte er. „Werden, diese Neuen,

das Gemeindevermögen bald genug verhudelt haben hm, hm! Und du — wirst nun dieses Küfers untertäniger Knecht und treuer Anhänger sein. Und ebenfalls auf uns Alte schimpfen . ."

„Ihr tut mir unrecht, Herr Ammann", versetzte ich. „Weder ich noch die Vroni werden die Wohltaten vergessen, die Ihr und Eure selige Frau uns erwiesen habt!"

„Hm hm!" Er wartete kaum, bis ich die Stube verließ, um mit zitternder Hand nach der auf dem Büffet stehenden Branntweinflasche zu greifen.

Die junge Frau bekam ich nicht zu Gesichte. Dagegen hörte ich den Jungbauer Otto ziemlich ungehalten in die Küche hinein rufen: „Will denn heut' wieder niemand mit ins Feld 'naus kommen?" Eine weibliche Stimme antwortete; ich konnte jedoch bloß die vorwurfsvollen Worte verstehen: „Wenn ein bißchen Verstand hättest, würdest nicht . . ."

Mich drängte, so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Denn mein Frauchen war damit beschäftigt, den bedeutend erweiterten Pflanzgarten umzuschaufeln, und ich hielt es für meine Pflicht, ihr dabei nach Kräften behilflich zu sein. „Hier, in dem Neuboden pflanzen wir Kohl, dort die Rüblein*) und Zwiebeln", verfügte sie mit kundigem, schaffensfreudigem Blick. „Leg du nur den Dünger ein und zerschlag' die gröbern Erdknollen — so, du bist ein Braver und Lieber! Bis abend werden wir fertig sein. Und morgens gehen wir auf die Reute hinauf Erdäpfel setzen; die Gäßlebäuerin hat mir einen Korb voll von der neuen weißen Frühsorte versprochen — ganz umsonst, denke dir . . . Sieh dort jene Maus — hurtig druff, Pauli, töte sie! . . . Wir werden", fuhr sie, ohne den

---

*) Möhren.

Spaten ruhen zu lassen, angelegentlich fort, „dies Jahr weit mehr Erdäpfel und Rüben pflanzen, schon wegen der Kuh und den Schweinlein — oder bist du nicht auch einverstanden, Pauli? Das Kalb werden wir Ende Sommers verkaufen, desgleichen ein Schwein, und aus dem Erlös dem Ammann das schuldende Kapitälchen abzahlen; das andere Schwein aber einschlachten — ach, wie freu' ich mich zum voraus auf den Genuß — du nicht auch, Pauli? Wenn uns der liebe Hergott nur gnädiglich vor Unglück und Schaden behüten tut, ich bete jeden Morgen und Abend inbrünstig um seinen Segen und allmächtigen Schutz... Und daß du junge Obstbäume gepflanzt hast, wie klug von dir und für die spätere Zukunft bedacht!... Auch an was anderes hab' ich schon oftmals gedacht — Imben!*) Dort in der Gartenecke ist es so sonnig und überaus gilmig**), und so ein kleines Imbhäuschen würde gewiß um wenig Geld zu erstellen sein, besonders da wir Holz genug haben zum Bau und für die benötigten Dachschindeln..."

Wie angenehm dem muntern Plaudern des um die Förderung unseres jungen Hauswesens unermüdlich bekümmerten hübschen Hausmütterchens zu lauschen, welche Lust, in ihrer Gesellschaft zu arbeiten, im hellen, wonnigen Frühlingssonnenschein! Und wenn wir nach Feierabend noch auf ein Stündchen beisammen saßen auf dem lauschigen Hausbänkchen oder, bei kühler Witterung, drin im trauten Wohnstübchen — wie hätte ich da um leidige Dorfpolitik und müßigen Klatsch mich kümmern sollen.

Freilich ereigneten sich zuweilen Dinge, die nicht verfehlen konnten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

---

*) Bienenstöcke.

**) Windgeschützt.

Eines Montagmorgens hätte eine Hochzeit gefeiert werden sollen. Doch harrten die in der Kirche versammelten Neugierigen vergebens auf das Erscheinen der Brautleute. Die Braut hatte sich in der letzten Stunde geweigert, ihrem Verlobten an den Traualtar zu folgen, weil sie erst nachts zuvor in sichere Erfahrung gebracht haben wollte, daß der Bursche, ein ziemlich angesehener Bauernsohn, im Falle gewesen sei, ein verführtes armes Mädchen heimlich „auszusteuern" . . . Das war ein unerhörter Skandal. Die Leute konnten es nicht müde werden, denselben in ausgiebigster Weise zu besprechen. Jedermann fragte sich: „Was wird wohl der Verschmähte nun beginnen?" Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Der Bursche, Spannulis Wiesel genannt, reiste bei Nacht und Nebel ab, wie einige wissen wollten, „übers Wasser". Von der Braut wurde behauptet, daß sie aus plötzlich überkommener tiefer Abneigung vor der treulosen Männerwelt gesonnen sei, ins Kloster zu gehen. . .

Kaum war dieses Gesprächsthema einigermaßen abgedroschen, als der Klatsch neue willkommene Nahrung fand.

Des Heinihansjoggelis Sephi*) . . . So lautete der Dorfname einer droben im „Grüt" wohnhaften ältlichen Jungfrau, die durch Hemdennähen und Waschen sich und ihrer hochbetagten kränklichen Mutter — mühsam genug — das tägliche Brot verdiente. Niemand sprach von ihr. Man wußte bloß, daß seit Dutzend Jahren der ebenso mittellose Wendelheiri ihr „nachging" und die beiden sich längst geheiratet hätten, wenn sie nur nicht so arm gewesen wären.

Da erhob sich plötzlich die Kunde: „Des Hansjoggelis Sephi — wißt ihr's schon? — hat ein großes Erb getan. . .

*) Josepha.

Von ihres Vaters Bruder, der drüben in Amerika kinderlos gestorben ist. . . Man sagt von dreißigtausend Franken oder noch mehr.“

„Ist es möglich“, rief der Neid, „man möcht' ja vor Staunen schier die Kappe fressen, ja wahrhaftig!“

Wie schon bemerkt, die Sephi war weder jung und nichts weniger als schön zu nennen. Gleichwohl wurde, nachdem die Nachricht von der ihr zugefallenen reichen Erbschaft eingetroffen, das armselige Häuschen droben im „Grüt“ von Freiern förmlich belagert. Darunter befanden sich sogar angesehenste Bauernsöhne; darunter als der beharrlichste von allen des Mooshöfers Kili*), der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte. Es sei ihm nicht etwa um das Geld zu tun, bewahre! behauptete er. Sondern für sein Bauernwesen bloß um eine verständige, häusliche Person.

„Schwörst du es mir?“

„Ja, ich schwöre, hier die Hand drauf, Sephi!“

„Gut, gut! Es trifft sich vortrefflich. Schon lang ist es mein sehnlichster Wunsch gewesen, ich möchte mal recht viel Geld in die Händ' kriegen, um ein fromm, wohltätig Werk ausüben zu können. Nun wollen sie drüben in dem armen Steinthal eine eigene neue Pfarrei gründen. Sofern du also einverstanden bist, schenk' ich mein Erb' den armen Steinthalern und nachher heiraten wir uns, gelt?

„Ja — das heißt — ich komm' nächsten Sonntag wieder — dann können wir weiter darüber reden“ — Er kam jedoch nicht wieder. Wohl aber gelangte die Heirat der Sephi mit ihrem langjährigen getreuen Anbeter Wendelheireli

*) Kilian.

zur öffentlichen Auskündung. Und die meisten Leute, absonderlich ich und meine Vroni, mochten dem braven, armen Heireli das Glück und beiden den unverhofften Reichtum von Herzen gönnen. . . .

Sodann die unerwartete Niederkunft des „Ammanns“ Fanny, wie die junge Frau benannt wurde. „Eine Frühgeburt“, spotteten die Leute, „und trotzdem soll's ein gar kräftig hübsch Kind sein, sagt die Hebamme.“

Die Fanny Wöchnerin und ihr Schwiegervater ernsthaft krank. Worin die Krankheit bestand — man munkelte darüber dies und das, man hörte, wenn auch nur scheu und leise, das Wort Delirium aussprechen. Und was niemand erwartet oder geahnt hatte — wenige Stunden darauf, nachdem Ottos Kind zur hl. Taufe getragen worden, verkündete die Sterbeglocke den Hinschied seines Großvaters.

Meine Vroni rief tief ergriffen: „Welch traurige“ — sie wollte wohl sagen tragische — „Dinge haben sich in dem reichen Bauernhaus' binnen Jahresfrist zugetragen! Wenn das der arme Hardle wüßt . . .! Und um von dem Ammann zu reden, wohl hat er auch wie alle Erdenmenschen seine Fehler gehabt und seine Eigenheiten; im Grund aber und so lange seine Selige lebte, ist er im ganzen doch ein braver Mann gewesen. Und gegen mich stets ein guter. Drum werd' ich auch mit ihm zu Leich' gehen und für seine Seele inbrünstig beten.“

„Ich ebenfalls“, versetzte ich . . .

Man war gespannt darauf, wie der in diesem Punkte sehr strenge Pfarrherr den Hinscheid bezw. die üblichen Seelenmessen für den ohne geistliche Tröstung dahin geschiedenen Altammann verkünden werde: Es lautete „für die in Gott

Verstorbenen . . ." Dieser hatte nämlich zu Lebzeiten seiner, d. h. der frommen alten Partei angehört, da war eine Ausnahme von der Regel schon gestattet.

Da traf eine Nachricht ein, die vermöge ihrer großen Wichtigkeit wohl geeignet war, die gewöhnlichen Dorfneuigkeiten vollständig in den Schatten zu stellen.

Schon vor Wochen und Monaten hatten in den Zeitungen Artikel gestanden betreffend eines Projektes, darin bestehend, unsere ziemlich gewerbreiche Kantonshauptstadt mittelst einer zu erbauenden Eisenbahn mit den Verkehrszentren des Landes zu verbinden, und zwar ohne daß ihnen in ländlichen Kreisen besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre. Zum großen Teil deshalb, weil man der Sache keinen Glauben schenkte.

Nun aber war nicht mehr zu zweifeln. Ingenieure erschienen im Tale, um das Tracé auszustecken. Es wurden zwei Varianten ausgearbeitet, wovon die eine mitten durchs Tal, die andere, um sumpfigem Land auszuweichen, näher an unsere Ortschaft heran führte. Die neugierigen Leute, alt wie jung, eilten ins Feld hinaus, um die in den Boden gerammten numerierten und mit bunten Fähnlein versehenen Pflöcke zu begaffen.

Eine Eisenbahn . . . Drei Personen im Dorfe rühmten sich, eine solche schon gesehen zu haben oder gar darin gefahren zu sein — von Zürich nach Baden und von Basel nach „Burgliber", und wußten Wunderdinge zu erzählen, wie pfeilschnell das dahingehe, so daß man den eigenen Bruder, wenn er an der Linie stände, nicht erkennen könnte; das seltsame Pfeifen und Surren u. s. w.

Eine Eisenbahn — mit Haltstation in der Nähe des Dorfes —, wohl gelüstete es jedermann, insbesondere die

jüngere Welt, einmal eine solche in der Nähe sehen und zu kleinern und größern Ausflügen benützen zu können; eine Reise nach der Stadt z. B. mußte mittelst des wunderbar schnellen „Kohli“ ja ein wahres, großes Vergnügen sein.

Anders die Groß- und Mittelbauern. Die „Eisenbahn“ drohte ihnen die Liegenschaften zu zerschneiden und die Zufuhr zu denselben erheblich zu erschweren. Dazu, während der Bauzeit, die Anwesenheit einer Menge schlimmer, fremder Arbeiter, die große Gefahr für die heimische Mädchenwelt, der Hang zum leichtsinnigen Geldverbrauchen und, namentlich ins Gewicht fallend, die Verteurung der Arbeitslöhne.

„Die Eisenbahn ist für unser Land ein Übel“, räsonnierten die Bauern; „und da sollten wir dieses Übel noch mit einer großen Summe Geldes, durch eine schwere Schuldenlast erkaufen? Daß wir Narren wären!“ Und die Mittel- und die Kleinbauern sprachen es ihnen nach: „Ja, daß wir Narren wären!“

Als daher die Angelegenheit, nämlich die Frage vor die Gemeindeversammlung gebracht wurde: Wollen wir uns auch zu der von dem Initiativkomitee uns zugemuteten Übernahme von siebzig Eisenbahnaktien verpflichten? Da vermochte selbst der fortschrittlich gesinnte und redegewandte Ammann Küferfriedel nicht, die Gemüter umzustimmen. Mit bedeutendem Mehr wurde die finanzielle Beteiligung von der Gemeinde abgelehnt.

„Ade Bahnstation!“ brummte der Ammann beim Nachhausegehen ärgerlich. Er hätte füglich sagen können: Ade Eisenbahn! Denn nachdem mehrere andere größere Talgemeinden ähnliche Beschlüsse gefaßt hatten, durfte das Schicksal der Talbahn als besiegelt betrachtet werden. „Gottlob ist das Übel

abgewendet!" riefen die Bauern erleichtert aus; und tranken aus Freude einen Sonntagsschoppen mehr als sonst.

Und auf die Kunde hin, daß die gewerbreichen Ortschaften des benachbarten Obergäus in die Lücke getreten, den fehlenden Aktienbetrag von sich aus gezeichnet hatten, lautete es höhnisch: „Gut, gut, mögen ihnen den Schick, die Eisenbahn, wohl gönnen, hahaha!"

XIX.

Der Ammann Küferfriedel eröffnete mir: „Es ist unnötig, Pauli, daß du jeden Morgen dich mir zum Dienste meldest. Von nun an wird je am ersten Sonntag des Monats ordentliche Gemeinderatssitzung gehalten, ich werde das selbst den Gemeinderäten zu wissen tun. Gibt's in der Zwischenzeit 'was Außerordentliches zu bieten — ich hab' ja ein Schar Buben und Mädchen mit jungen flinken Beinen, die ich zu dir abschicken kann."

Ich fühlte mich ihm für diese wesentliche Diensterleichterung sehr verpflichtet. Mochten die Großbauern und die „Alten" überhaupt noch so laut spotten: „Ammann sein und zugleich das Küferhandwerk treiben, eigenhändig Weinfässer putzen und in dieselben hineinschlüpfen — schickt sich das? Muß sich nicht die ganze Gemeind' schämen?" — ich konnte diese Ansicht keineswegs teilen. „Arbeit schändet nicht", sagte ich zu meiner Vroni. „In meinen Augen steht der Mann, indem er sich der Arbeit nicht schämt, nur desto ehrenwerter da." Sie pflichtete mir lebhaft bei: „Gewiß! Hat jedenfalls mehr Grütz und Verstand im Kopf, als unsere hochmütigen Protzen all'. Ja, könnt' ich stimmen, ich würd's ebenfalls mit ihm und den Neuen halten!"

Während drei Monaten hatte in unserer Kirchgemeinde kein Sterbefall stattgefunden. Nun läutete es dem „Ochsen-Hansli". Der alte Ammann und er waren sich im Leben spinnefeind gewesen. Der Zufall wollte es, daß sie allernächste Grabesnachbarn wurden.

Eines Morgens hatte ich der verwitweten dicken Ochsenwirtin ein mit dem Amtsschreibersstempel versehenes Schreiben zu überbringen. Im Scheunenhofe stand ein sogenannter Geschirrfuhrmannswagen; dabei ein junges hübsches Ehepaar, das sich heftig zankte. Im Nu artete der Streit in rohe Tätlichkeit aus. Der Mann traktierte seine zartere Hälfte mit Faustschlägen, so daß sie laut schrie und jammerte. Dem konnte ich nicht ruhig zusehen. „Unmensch", rief ich aus, auf ihn zueilend, „willst du sie denn totschlagen?" Da er sich nicht daran kehrte, packte ich ihn mit voller Entrüstung beim Kragen. Nun wandte sich sein Zorn gegen mich, er faßte mich ebenfalls. . . Und seine Frau hatte eine auf dem Wagen liegende sog. Zaunstange ergriffen und drosch damit zum Danke für meine wohlwollende Intervention hinterrücks so kräftig auf mich ein, daß mir darob beinahe Hören und Sehen verging. . . Ich schwur: Mag Pack sich schlagen, fürderhin werde ich mich nicht mehr dreinmischen, o nein!

Bei meiner Rückkehr nach Hause kam mir mein Frauchen entgegen mit der Meldung: „Ein Herr ist da, in der Stube drin . . . Aber was seh ich?" rief sie erschrocken aus, „die roten Striemen auf deiner Stirn!"

„Ist nichts!" versetzte ich, ohne aufzublicken. „Bin ungeschickterweis' mit dem Kopf angestoßen — tut nichts!" Damit begab ich mich in die Stube.

Der bebrillte hagere Herr stellte sich mir als Hauptvertreter einer neugegründeten Feuerversicherungsgesellschaft vor. „Wir suchen in allen Kantonsbezirken oder uns geeignet scheinenden Ortschaften tätige Unteragenten zu engagieren“, sagte er. „Ich habe darüber mit Ihrem Herrn Ammann gesprochen. Er wies mich an Sie, als — mit Ausnahme von Lehrer und Pfarrer — dem einzigen Mann im Dorf, der mit der Feder gut umzugehen wisse und zudem bei den Leuten beliebt sei.“

„Der Nachtwächter!“ wendete ich ein.

„Und Postablagehalter, und Gemeindeschreiber ohne Titel!“ versetzte der Herr Generalagent rasch, und fuhr dann angelegentlich fort: „Sie eignen sich zur Übernahme des genannten Geschäftes vollkommen. Die Arbeit wird Ihnen nicht große Mühe verursachen, dagegen aber ein hübsches Nebenverdienstchen verschaffen. . .“

Auch meine Frau mahnte: „Wenn dem so ist — sag doch Ja, Pauli!“

Ich entsprach. Doch fand ich nach geschehener Anhandnahme der Unteragentur bei unsern Bauern wenig Geneigtheit, ihre Habe zu versichern. „Unsere Alten taten's auch nicht und haben gleichwohl hausen können Das würd' nur unnötig Geld kosten“, wurde mir entgegengehalten.

Da, eines Spätsommertages, während alle Welt im Felde beschäftigt war, brach plötzlich ein Hochgewitter über unser Tal herein. Ein mit Hagelkörnern untermischter, wolkenbruchartiger Platzregen, ein blendender Blitzstrahl, ein Donnerschlag, daß die Erde erbebte, und: „Feuerio!“ erscholl es gellend vom Ziegelfeldgäßchen her. Das mit Stroh bedeckte Haus des Staldenbauern stand in hellen Flammen. Nur mit Not konnten das Vieh, sowie einige hausrätliche Effekten gerettet werden,

all' die großen Vorräte an Futter und Getreide samt Fahrhabe wurden ein Raub der Flammen. Die Leute meinten: „Da, mit dem Versichern — man sollt's doch tun!" Und die meisten Bauern, mit Ausnahme der eigentlichen Rappenklemmer, taten das wirklich. Aufnahmsgesuche liefen sogar aus benachbarten Ortschaften ein.

„Siehst du", sagte mein Frauchen erfreut, „du verdienst dir ja Geld wie Laub. Bist ein wahrhaft goldenes Männchen!" schmeichelte es.

Die Einäscherung des Stalden-Bauernhauses sollte aber ein trauriges Nachspiel zur Folge haben. Der sehr häuslich gesinnte alte Mann vermochte den erlittenen schweren Brandschaden nicht zu verschmerzen. Er verfiel in Schwermut. Und eines Morgens verbreitete sich die Kunde durch das ganze Dorf: „Der Staldenbauer tot . . . Hat sich erhängt." Von weitem hörte man die Bäuerin wehklagen, desgleichen die Jammerrufe der Töchter. Und jedermann fühlte Mitleid mit der schwer heimgesuchten, allgemein geachteten Familie.

Der Ammann begab sich zum Pfarrherrn. „Ich hoffe", meinte er, „der Unglückliche wird doch ein ehrlich, christlich Begräbnis bekommen."

„Ein Selbstmörder?"

„Ein Geisteskranker, der sonst zeitlebens ein stiller, unbescholtener und braver Mann gewesen."

Der Seelsorger zuckte die Achseln. „Wir Geistlichen haben für solche Fälle unsere strikten Gesetze, die wir nicht umgehen dürfen."

Alles zureden half nichts. Der Pfarrer weigerte sich beharrlich, die Leiche einzusegnen oder der Bestattung derselben beizuwohnen.

„So lass' ich doch wenigstens auf übliche Weis' läuten.“

„Darüber hab' ich zu befehlen!“

„Da wollen wir doch sehen“, rief der Ammann, ebenso trotzig, „wollen doch sehen, wem die Glocken, die Kirche und der Friedhof gehören, ob Euch oder der Pfarrgemeinde!“

Trotz allem zornigen Protestieren von seiten des Seelsorgers wurde geläutet. Der Ammann stellte sich an die Spitze des zahlreichen Leichengeleites und sprach, beim offenen Grabe angelangt, mit lauter feierlicher Stimme: „Laßt uns für die arme Seele des Verstorbenen fünf andächtige Vaterunser beten . . .“

Im nahen Pfarrhause hörte man ein Fenster heftig zuschlagen. Und des folgenden Tages jammerte die Pfarrköchin: „Der Herr ist krank — dieser eigensinnige Ammann, das ungebildete, grobe Bauernvolk! Ach, wie konnte der Herr nur einwilligen, auf's Land, auf diese Pfründe zu ziehen!“

Einige Tage später reiste der hochwürdige Herr fort. Wie einige Leute wissen wollten, zu einer vom Arzte verordneten Badekur in Pfäfers oder Ragaz. Und zur zeitweiligen Ausübung des Seelsorgeramtes stellte sich Samstag abends ein weißbärtiger, dicker Kapuzinerpater ein. Am Sonntag hatte derselbe eine Hochzeit zu verkünden. Dabei unterbrach er sich mit der Anfrage an das versammelte fromme Publikum: „Nun was gibts zu kichern?“ Jedes Kind hätte ihn belehren können: Der Bräutigam heißt ja nicht Besenstiel, sondern Jakob Biberstein . . . . Jedenfalls war der Verkündschein von dem an Leberkrankheit leidenden Pfarrer sehr undeutlich geschrieben worden.

Übrigens ein jovialer Herr, dieser alte Pater, der sich auf seinen Spaziergängen mit alt und jung gemütlich unterhalten konnte und sogar eingehende Kenntnisse über die Land-

wirtschaft verriet. „Bin selbst ein Bauernbub gewesen, habe bis zum neunzehnten Jahr hirten und sennen und auch auf dem Feld tapfer werken müssen“, erklärte er. Und die Bauern meinten: „Solch' einen Pfarrer sollten wir haben, wie gefreut wäre das!“ Sie luden den Pater freundlich zu einem Gläschen Kirsch ein, und in den meisten Fällen wurde der Einladung wirkich Folge gegeben. Die spaßhaften Dinge, die der hochwürdige Gast dabei schwatzte, in Verbindung mit den freundlichst offrierten Prisen Schnupftabak, — die Frauenwelt war davon völlig entzückt. Selbst die Geflogenheit, die Mädchen insgesamt zu dutzen, wurde ihm als liebenswürdige Eigenschaft — bäuerisch ausgedrückt „Gemeinheit“ — angerechnet.

Die Pfarrköchin warf ihm vor: „Ihr verwöhnt die Leut', verderbt sie, Herr Pater!“ Worauf dieser gelassen erwiderte: „Es gibt zweierlei Methoden, mit Pfarrkindern umzugehen: abstoßend oder anziehend. Ich hab' die langjährige Erfahrung gemacht, daß der Seelsorger mit letzterer am besten fährt, in jeder Beziehung, versteht Ihr? Übrigens, statt Belehrungen über das Seelsorgeramt anzubringen — reicht mir lieber noch ein wenig Salat, Jungfer Sybille.“

„Balbine, Herr Pater!“

„Ach ja, Balbine.“

Eines Abends wurde der Pater an das Krankenbett des Hohlwegjöri, der in seinen besten Jahren ein renommierter Nimrod gewesen, gerufen.

„Ach Herr Pater, er kennt Euch nicht mehr, redet mit niemand mehr ein Wort — ach, wie totkrank muß er sein!“ jammerte die Jörin.

Ein älterer Mann trat ein, ebenfalls ein Jünger Dianas. „He, Freund“, rief er, „wie gehts? Heut wär' eine günstige

Mondscheinnacht, um auf den Anstand zu gehen, etwa droben auf des Ammanns Waldreute.“ „Meinst denn?“ erwiderte der Totkranke, sich im Bette umwendend. Der Pater aber sagte: „Hier muß man den Jägern das Versehamt*) überlassen; ich bin überflüssig.“ Er ging, unterließ es jedoch nicht, die ihn hinausbegleitende Frau Jörin zu trösten: „Seid nur unbesorgt, liebe Frau, so lang’ Euer Mann die Häslein im Kopfe hat, stirbt er noch nicht, erst müssen ihm andere Gedanken kommen.“

Das Kirchweihfest nahte. Die Pfarrköchin belehrte den Pater Seelsorger: „Eigentlich ein Beichttag. Doch denken die Leut’ weit mehr den in Aussicht stehenden Lustbarkeiten nach, der Herr Pfarrer hat sich letztes Jahr darüber genugsam geärgert.“

„So!“ erwiderte der Pater. „Dem muß man abzuhelfen suchen.“ Und am Schlusse seiner Sonntagspredigt sprach er: „Also feiern wir in acht Tagen das hl. Kirchweihfest. Mit Beicht und Kommunion. Da möcht’ ich just sagen: Die, welche ihre Sünden wahrhaft bereuen und sich wirklich bessern wollen, sollen zur Beichte kommen, die andern aber lieber zu Hause bleiben. Denn wozu den lieben Herrgott anlügen und die Beichtväter umsonst plagen?“

Und die Folge davon war: niemand wollte ein unbußfertiger Sünder sein, jedermann drängte sich sowohl am Vorabend als am Festmorgen selbst zu den Beichtstühlen hin.

Doch kehrte wenige Tage später der Pfarrherr von seiner Badekur zurück; mit demselben kränkelnden Aussehen und dem mißmutigen Wesen, wie er gegangen war. Und der allbeliebte

---

*) Spenden der Sterbesakramente.

joviale Kapuziner kehrte wieder in seine stille Klosterzelle zurück. Die Kinder, denen er besonders Freund gewesen, liefen ihm nach bis ans Ende des Dorfes.

Der Tag war für unsere Gemeinde insofern ein denkwürdiger, da gegen Abend desselben im Steinbruche das große, entsetzliche Unglück geschah: Eine durch die angewendeten Sprengschüsse gelockerte, gewaltige Kalksteinmasse löste sich unversehens ab und stürzte, drei Grubenarbeiter unter sich begrabend, tosend in die Tiefe. Alle drei waren junge Familienväter — welch ein Wehklagen, welch ein Jammer!

Der eine der Verunglückten war mein Vetter, Steinhauerveri genannt. An seinem Grabe trauerten eine arme Witwe mit fünf unerzogenen Kindern. Dem zweitjüngsten derselben war ich Taufpate. Meine Vroni machte den Vorschlag: „Nehmen wir die Kleine, Emmeli heißt sie, nicht wahr? zu uns!“ Und kam damit einem von mir selbst gefaßten Gedanken entgegen. Ich hätte sie für ihre Gutherzigkeit küssen mögen. . . . „Wir haben ja keine eigenen Kinder“, fügte sie traurigen Blickes hinzu. Ich tröstete: „Kann immer noch geschehen, Schatz, immer noch geschehen!“

„Ja, wenn es Gottes Wille ist“, seufzte sie.

Die vor Schmerz niedergebeugte Witwe ließ alles willenlos geschehen. Meine Frau ging das etwa zweijährige Kind abholen, wusch und kämmte es und versah es in aller Eile mit neuen Kleidchen; sprach zu ihm mit zärtlichsten Worten, beschenkte es mit Süßigkeiten und suchte so der hübschen, blondlockigen Kleinen die Sehnsucht nach Mutter und Geschwister vergessen zu machen. Es gelang ihr dies wider Erwarten schnell.

Die muntere helle Kinderstimme — das war ja auf einmal ein ganz anderes Leben in unserem ehedem so stillen

Häuschen. Und wie angenehm klangen die Worte: „Lieber Tötti!“ und „liebe Totte!“ der immer wie zutraulicher werdenden kleinen Schmeichlerin einem in den Ohren.

Vroni gewann unser Pflegekind bald so lieb, daß ich ernsthaft warnen zu müssen glaubte: „Es nur nicht etwa verhätscheln, Schatz!“

XX.

Ein Dutzend Jahre waren verstrichen. In unserm häuslichen und Familienleben hatten sie wenig Veränderung gebracht. Bloß daß Emmeli mittlerweile zu einem sehr hübschen und muntern Backfisch herangewachsen war und meiner Vroni bei allen Arbeiten in Haus und Feld treffliche Aushülfe leistete und von ihr mütterlich geliebt, ja nach meinen Begriffen nur allzusehr geliebt wurde! Doch wagte ich nicht, dagegen vorstellig zu werden. Denn wir besaßen ja keine eigenen Kinder, und ich wußte, wie sehr mein gutes, treues Frauchen sich jahrelang nach solchen gesehnt hatte, sah es zur Genüge, wie sie fremde kleine Kinder, so oft sie eines solchen habhaft werden konnte, leidenschaftlich abküßte. Sie war immer noch hübsch, ja in meinen Augen die hübscheste Frau des ganzen Dorfes.

Dank der beobachteten Sparsamkeit und Rührigkeit, sowie eines der Vroni zugefallenen kleinen Erbes, waren wir im Laufe der Jahre in ökonomischer Beziehung ordentlich vorwärts gekommen. Im Stalle standen drei Stück Vieh, eine Graswiese war angekauft und die letzte auf unserm Häuschen haftende Hypothekschuld abgelöst worden. Ein mehr als hinreichendes Auskommen, Fried' und Einigkeit. Es mangelte, um unser Ehestandsglück voll zu machen, nur eines: eigene Kinder . . .

Zwar die Nachbarin Wagnereva sagte zu meiner Vroni mehr denn einmal: „Sei du froh, daß keine Kinder hast. Was hab' ich denn von den meinigen? Nichts als Ärger und Verdruß! die Mädchen möchten vor lauter Hoffart den letzten Kreuzer im Haus' an den Leib hängen, die Buben verbrauchen den größten Teil ihres täglichen Verdienstes an den Wirtstischen, so daß ich manchmal nicht weiß, wo das Geld hernehmen für den Haushalt. Und die trotzigen Mäuler und hochmütigen Worte, so ich manchmal anhören muß — 's ist ein wahres Elend mit solchen Kindern!"

Ihr habt sie nicht besser erzogen! hätte die Vroni ihr füglich entgegnen können. Doch war sie allzusehr bestrebt, mit den Nachbarn friedlich auszukommen, als daß sie sich eine solche Bemerkung erlaubt hätte.

Im Dorfe und in unserm Gemeinwesen hatten sich inzwischen wesentliche Veränderungen vollzogen. An die Stelle des wegen anhaltender Kränklichkeit resignierenden Seelsorgers war ein junger, rüstiger Herr ins Pfarrhaus gezogen. Auch einen neuen Schullehrer hatten wir bekommen, diesmal einen, der das Gesangswesen zu leiten verstand und sogar eine junge Blechmusikgesellschaft gründete — das tutete abends von dem „Bühl" herunter, daß, wie meine Vroni sich scherzhaft ausdrückte, „man fürchten mußte, die Milch in den Becken werde einem gerinnen."

Im „Ochsen" war ein junger Wirt samt einer rührigen hübschen Frau Wirtin eingezogen; ihnen folgten Gipser und Maler; binnen wenigen Tagen hatten die vordem so häßlichen Gasträume ein ganz anderes, einladendes Aussehen gewonnen. Dazu die saubere, freundliche Bedienung, die reellen Getränke und die Ordnung im Hause — die Kreuzgaßpintenwirtin

klagte: „Wer kommt noch zu uns? Schnäpsler und andere mindere Gäst'!"

Der freisinnige Küferfriedel stand immer noch an der Spitze der Gemeindeverwaltung. Zwar hatten die „Alten" bei den letzten Erneuerungswahlen alle Anstrengungen gemacht, ihm das Ammannamt streitig zu machen und an seiner Stelle des Altammanns Otto zu setzen, jedoch ohne Erfolg. Die Mehrzahl der Bürgerschaft, zumal der jüngere Teil derselben, hielt treu zum „Küfer".

Des Altammanns Otto war zum sehr stattlichen blühenden Manne gediehen. Seine Frau dagegen — wer, der sie seit Jahren nicht mehr gesehen, hätte in der blaß und welk aussehenden, nachlässig gekleideten Frau die ehemalige, als unvergleichlich gepriesene, schöne, hoffärtige Fanny wieder erkennen können! Zwei rasch aufeinanderfolgende Frühgeburten, an welche sich längeres Siechtum knüpfte, hatten ihre Gesundheit untergraben und sie ihres prächtigen Haarschmuckes beraubt. Hiezu gesellten sich die Anfänge einer unheilbaren Brustkrankheit, die sich durch beinahe fortwährendes Hüsteln verriet und ihr zu den eingesunkenen matten Augen herausschaute.

Leute, welche in jene häuslichen Verhältnisse Einblick hatten, sagten — und ihre Aussagen stimmten mit meinen eigenen gemachten Wahrnehmungen vollständig überein: „Die schöne junge Frau wurde von ihrem Ehemann, Ammanns Otti, angebetet und auf den Händen getragen, nun, da sie mit der Gesundheit auch ihre Schönheit eingebüßt hat, mag er sie nicht mehr anlugen. Vor der Heirat bedachte er nicht, daß sie vom Schaffen keinen Begriff hatte und zur Bäuerin so wenig tauge wie ein Klosterfräulein. Er war halt liebes-

blind. Vielleicht hoffte er auch, daß sie nach der Heirat sich doch noch um das Hauswesen annehmen und das Arbeiten lernen werde. Hierin täuschte er sich. Wozu hat man die Mägd'? meinte sie. Und als er ihr aufgab, während der dringenden Feldarbeiten zu Haus' wenigstens das Mittagessen zu bereiten, da kam ein Geköch' auf den Tisch, daß allen der Appetit verging, und der Meister selbst in den „Ochsen" ging, um sich dort zu sättigen. . . Die Kinder — ein Bub und ein Mädchen — versah sie mit Putz nach fürnehmster Städtermode, schaffte für sie und ihren eigenen Mund allerhand Schlecksachen an, kaufte unnötige Dinge ins Haus, wußte das Geld nicht zu schätzen; bis der Mann endlich den Kommodeschlüssel abzog und in seine Tasche steckte. Da heulte und zeterte die junge Frau, daß man's in den Nachbarhäusern hören konnte, drohte mit Fortlaufen. Ging auch wirklich fort, kam jedoch abends schon wieder ins Haus geschlichen. Wohin hätte sie, die keine nahen Verwandten mehr besaß, gehen wollen oder können?

Zu dem Gefühl, von ihrem Manne vernachlässigt und unwürdig behandelt zu werden, gesellte sich bei der Frau Fanny noch die quälende Eifersucht, und zwar, wie einige Leute wissen wollten, nicht ohne Grund. Sie war unklug genug, der jungen Ochsenwirtin diesbezügliche, beleidigende Vorhalte zukommen zu lassen, was zwischen den beiden Eheleuten neue, heftige Auftritte zur Folge hatte.

Frau Fanny erkrankte sehr ernsthaft, genas jedoch gegen alles Verhoffen wieder. „Ihr Mann wäre viel zu froh gewesen, sie loszubringen, es hat nicht sollen sein!" meinten boshafte Leute. Meine Vroni sagte: „Die Leiden und Verdrusse, die sie auszustehen hat — dies alles hat sie reichlich

verdient an dem armen Hardle, den sie ins Unglück gebracht. Und dennoch kann sie mich bisweilen doch ordentlich dauern — noch mehr die beiden Kinder. Das Mädchen gleicht seiner Großmutter, meiner ehemaligen Meisterin, auf's Haar und scheint auch ihre trefflichen, sanften Eigenschaften geerbt zu haben."

Meine Vroni fand übrigens nicht Muße, länger bei diesen Dorfneuigkeiten zu verweilen, hatte anderes, ihr näher Liegendes zu sinnen: Unser Emmeli sollte bei einer im Städtchen wohnenden Schneiderin in die Lehre treten, und mußte daher mit neuen Kleidern und genügender Leibwäsche ausgestattet werden. Bei diesem Anlasse glaubte ich wiederum mahnen zu müssen: „Mach die Kleine nur nicht etwa zu hoffärtig, Schatz! Du hast sie viel zu lieb." Worauf die Antwort erfolgte: „Was willst du sagen? Man muß nur sehen, wie sie dir flattieren tut, und du sie hätschelst — ja, ja, du brauchst was zu sagen, du!"

Nachdem das muntere, junge Mädchen ausgezogen, war es in unserem Häuschen plötzlich so still geworden. Und mein Frauchen sprach mir vollständig aus dem Herzen, als sie sagte: „Wüßt ich nicht, daß Emmeli die Sonn- und Feiertage bei uns zubringen wird, ich könnt' mich kaum drein schicken."

Ungleich bewegter und geräuschvoller ging es in jenen Tagen in andern Häusern, namentlich aber in den beiden öffentlichen Wirtschaften unseres Dorfes zu. Standen doch die Gemeindewahlen wieder vor der Türe; und versprach der Kampf diesmal ein sehr heißer zu werden. Die Partei der „Alten" hatte sich reorganisiert und drohte mit aller Macht auf den Plan zu rücken, hofften zuversichtlich auf den Sieg. Denn an der Spitze ihrer Kandidatenliste stand des Alt-

ammanns Otto, als Gemeindestatthalter des Gerbers Jean, beides junge Männer von mehr als ordinärer Bildung und bedeutendem Ansehen bei der Bürgerschaft. Dagegen hatten die „Neuen" in letzter Zeit fatales Pech gehabt, indem infolge des eingetretenen Konkurses des von ihnen gewählten Gemeindekassiers, Spenglerfritz genannt, die Gemeinde selbst Schaden erlitten hatte. „Da könnt ihr sehen", riefen die „Alten" höhnisch, „wie weit ihr's mit dieser Fetzelpartei noch bringen werdet, es wird immer schöner kommen!" Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Chancen der „Alten" stiegen sichtlich von Tag zu Tag.

Da — eines Frühmorgens wurde ich aus dem verspäteten süßen Schlafe geweckt. Etwas Schreckliches hatte sich ereignet. In der Nähe des Feuerspritzenhäuschens war ein auf der Straße liegender Mann gefunden worden mit klaffender Stirnwunde, anscheinend tot: Der vor wenigen Wochen aus mehrjähriger Wanderschaft zurückgekehrte älteste Sohn des Ammanns Küferfriedel. Da noch kein Mitglied des Gemeinderates zur Stelle war, erlaubte ich mir anzuordnen, daß schleunigst ein Eilbote mit Fuhrwerk nach dem nahen Amtsstädtchen zu entsenden sei, zur Abholung des „Gerichts", sowie eines Arztes. Ein schwaches Röcheln zeigte, daß das Leben von dem schwer verwundeten, sehr kräftig gebauten jungen Mann noch nicht gewichen war. Deshalb ließ ich eine Matratze herbeischaffen und den Unglücklichen so sachte als möglich darauf betten, goß ihm zwischen die offenen bleichen Lippen einige Tropfen frisches Wasser, die er endlich langsam verschluckte.

Es erschien der Ammann Küfer . . . Die Szene, die darauf erfolgte — aus Mitleid mußte ich mein Gesicht abwenden, ich hörte nur den verzweiflungsvollen zornigen Schrei:

„Mein lieber hoffnungsvoller Sohn! Der teuflische Mord!“ Und das Wehklagen der Mutter und Schwester des ohnmächtigen oder schmerzhaft stöhnenden Opfers einer ruchlosen Tat . . . Auch das Gericht erschien und der Arzt. Mich riefen meine Dienstpflichten, zumal die postalischen, nach Hause. Ich vernahm, daß man, nachdem das übliche Protokoll aufgenommen worden, den Schwerverwundeten in sein Elternhaus transportiert und unter des Arztes Anleitung der Pflege seiner Angehörigen übergeben hatte. Doch schon nach wenigen Stunden trat der Tod ein und zwar ohne daß der Unglückliche selbst über den traurig blutigen Vorgang einvernommen werden konnte.

So blieb dem Gerichtspräsidenten nichts übrig, als mit Drittpersonen mehrere strenge Verhöre anzustellen. Die Ergebnisse derselben ließen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Sowohl die „Alten“ wie die „Neuen“ hatten an jenem verhängnisvollen Donnerstagabend betreffs der nahe bevorstehenden Gemeinderatswahlen Parteiversammlungen abgehalten, die erstere in des Altstatthalters Haus, die letztere in der Kreuzgaßpinte. Nach gepflogenen Verhandlungen begab sich eine Anzahl „Alter“ ebenfalls zu einem Spätschoppen in den Ochsen. Bald darauf erschien in besagter Gasthausstube des Küfers Aeltestsohn in Begleit zweier junger Parteigenossen, bestellte eine Maß Wein und ließ sich kühn an einem Ende des von seinen politischen Widersachern besetzten Mitteltisches nieder. Dies wurde von jenen als Herausforderung angesehen. Schon fielen Rufe: „'naus mit dem Straßburger“ — das war sein Spottname, weil er gern und oft aus besagter Stadt und den dort verübten Abenteuern berichtete — „schmeißt ihn 'naus!“ Nur mit Mühe gelang es dem friedfertig gesinnten

Ochsenwirt, die Heißsporne von Tätlichkeiten abzuhalten: „Ihr seht ja, daß der junge Küfer ziemlich betrunken ist und es daher wenig rühmlich wäre, sich an ihm zu vergreifen.“ Doch konnte er es nicht hindern, daß von hüben und drüben feindselige Blicke und abgebrochene, bissige Reden gewechselt wurden; besonders zwischen dem Küfer und des Altammanns Otto, der in kurzer Zeit ebenfalls dem Wein mehr als sonst zugesprochen hatte . . . Es mußte ein sehr giftig beleidigend Wort gewesen sein, das der junge Handwerker dem Gegenkandidaten seines Vaters zuzischte, ein Wort, das auf das eheliche Leben desselben Bezug hatte und nur von ihm selbst richtig verstanden wurde. Denn der Großbauer fuhr wie von einer Natter gestochen jählings auf und ergriff die vor ihm stehende Weinflasche, um dieselbe seinem Gegenüber an den Kopf zu schleudern; sein Tischnachbar Follenhofpeter fiel ihm noch rechtzeitig in den Arm und vereitelte so das unbesonnene zornige Vorhaben . . .

„Und hernach?“ forschte der Verhörrichter.

„Hernach begab sich des Altammanns Otto, dem Küfer einen feindseligen Blick zuwerfend, fort. Eine Weile hernach brach auch jener auf samt seinen beiden Parteigenossen.“

Wichtig erschien das Zeugnis von des Ochsenwirts Stallknecht, der zu jener nächtlichen Stunde bei einem Gastrosse gestanden hatte:

„Ich sah, wie der Küfer sich vor dem Hause von seinen Freunden trennte und allein dorfauf ging.“

„Und der junge Großbauer, der zuvor herausgetreten kam?“

„Des Altammanns Otti? Auch der hatte sich auf den Heimweg gemacht.“

Dieser Verdacht mußte also dahinfallen; derselbe wurde jedoch wieder aufgenommen, nachdem ein Dorfbursche, des Seilers Dolf genannt, der bei einem vis-à-vis des Altammanns Hauses wohnenden Mädchen „gefensterlet“ hatte, einvernommen worden war. „Ich hörte“, so lautete dessen Aussage, „jemand schweren Schrittes und unverständliche Worte vor sich herbrummend, die Gaß' herunterkommen, und verhielt mich deshalb, um nicht bemerkt zu werden, auf meinem Leiterchen still. Es war, wie ich gleich erkannte, der Bauer, des Altammanns Otto.“

„Ging er heim ins Haus?“

„Nein, vor der Türe blieb er eine Weile stehen und horchte; oder ging mit sich zu Rate. Dann machte er plötzlich kehrtum und trat wieder den Rückweg an.“

„Dorfauf?“

„Ja. Aber einen Hinterweg einschlagend, um des Lehnkaspars Haus herum.“

„So-o? Könnt Ihr das beschwören?“

„Ja. Tu's aber nicht gern; denn mein Aetti ist beim Jungbauer Taglöhner, und hab' ich auch sonst nichts gegen ihn.“

Und in der Nähe des Tatortes, am Rande der Dorfgasse, war eine kurze, silberbeschlagene Tabakspfeife aufgefunden und als dem Altammanns Otto gehörend oder doch wenigstens der seinigen sehr ähnlich erkannt worden.

Welch ein Lärm, welche ungeheure Aufregung im ganzen Dorfe: Der angesehenste Großbauer des Ortes, Gemeindeammannskandidat, des Totschlages verdächtig in peinliches Verhör genommen und alsdann, bei Anbruch der Nacht, nach dem Gerichtsstädtchen abgeführt worden! Seine Parteigänger riefen zornentbrannt: „Das ist das Werk der verdammten

„Neuen", um den Mann auf die Wahlen hin unschädlich zu machen — der (Gerichts-)Präsident ist auch einer — ihr bestochenes Werkzeug — hol' ihn der Teufel!"

Frau Fanny weinte und schrie, daß man's drei Häuser weit hören konnte, fiel in Krämpfe und Ohnmachten, so daß man fürchtete, es sei ihr Tod. Frauen haben ein zähes Leben; die Unglückliche erholte sich wieder, nur ihr Jammer blieb und ihre Klagen.

Des folgenden Sonntags fanden die Gemeinderatswahlen statt. Wie bei der Sachlage zu erwarten stand, fielen sie zugunsten der „Neuen" aus. Viele der „Alten" waren, ihres Führers beraubt, nicht einmal zur Stimmurne gegangen, polterten und schimpften. Ihre Erwartungen aber, der junge Großbauer werde, weil schuldlos befunden, seiner schmählichen, ungerechten Haft in Bälde entlassen werden, gingen nicht in Erfüllung. Neue Verdachtsgründe brachten auch die nachträglich in hier angestellten Verhöre nicht zu Tage.

Der Umstand aber, daß der Angeklagte auf die Frage des Untersuchungsrichters: „Ihr habt Euch in jener Nacht noch einmal vom Hause weg begeben — wohin und zu welchem Zwecke?" fortwährend beharrlich oder verlegen schwieg, sprach allzusehr zu seinen Ungunsten.

Ein aufregendes Ereignis drängte das andere.

„Du sollst schleunigst zum Ammann gehen, Pauli!" so lautete der eines regnerischen Morgens mir zugekommene Dienstbefehl.

Ein Fuhrwerk war angefahren gekommen, eine sogenannte Bettelfuhre. Darauf saß — der Polizeiwachtmeister und ihm zur Seite eine langhaarige, schlotternde Männergestalt, mit bleichen, eingefallenen Wangen, dünnem, graumeliertem Barte und in abgetragenem Anzuge steckend.

„Eine nette Bescheerung das!“ sagte der Ammann bei meinem Erscheinen. „Und wer es ist — du wirst gleich mir staunen, Pauli — des Altammanns Student in solch verkommenem, elendem Zustand!“

Ich staunte wirklich über die Maßen und mußte mir den Ankömmling genau betrachten, ob es denn auch der Hardle sei. Er aber kam mühsam auf mich zugeschritten, streckte mir die magere zitternde Hand entgegen und rief in fremddeutschem Akzente: „Gott grüß! Pauli — Hehehe!“ fügte er mit blödem Lächeln hinzu . . .

„Was nun mit dem Menschen anfangen?“ sagte der Ammann, mich beiseite nehmend. „Er ist krank oder doch kränklich; und vollständig auf dem Hund . . . Ihn ins Kantonsspital tun? Oder ihn hier anständig zu versorgen suchen? Das ist die Frage. Ich werde sie dem Gemeinderat vorlegen müssen. Zum Glück hat er etwas Vermögen, von seiner Mutter ererbtes und seitdem aufgespartes, muß samt den aufgelaufenen Zinsen schon ein ordentlich Sümmchen ausmachen.“

Ich stelzte eilig nach Hause. „Vroni“, rief ich schon unter der Haustür, „ich bring' dir eine große Neuigkeit!“ und erzählte ihr kurz, was sich zugetragen hatte. Sie aber vergaß darob, daß die Milch über dem Herdfeuer stand und ließ dieselbe übersieden. „Ach Gott, der arme Hardle!“ rief sie von tiefem Mitleid ergriffen. „Nein, bei wildfremden, herzlosen Leuten soll er nicht untergebracht werden, wir nehmen ihn zu uns . . .“

Ich hatte nur auf diese ihre Zustimmung gewartet und ging nun unsern Entschluß dem Ammann mitzuteilen. Die Antwort lautete: „Gut, gut, für einstweilen abgemacht. Das

Kostgeld wird dann der Gemeinderat bestimmen. Schafft dem Menschen Wäsche und anständige Kleider an und stellt dafür Rechnung. Auch ein Bad wird nicht schaden, denk' ich."

XXI.

Nachdem er, vor etwas mehr als Dutzend Jahren, zu Straßburg aus dem Spital entlassen worden war, stellte er sich die bange Frage: Was soll ich, von aller Welt verlassen und von Geldmitteln entblößt, nun anfangen? Mich nach Hause durchzubetteln suchen? Nein, um keinen Preis. Dann was dort beginnen? Meine gute arme Mutter — es bricht mir schier das Herz, wenn ich dran denke — ist ja tot. Und mein Vater hat mir geflucht, mich verstoßen! Ach, wäre ich doch gestorben! . . . Er trug noch immer das lange schwarze Kleid des Priesteramtskandidaten. Und als er in trübselige Gedanken versunken auf dem Hospitalplatze stand, rief ihn eine freundliche Stimme an — es war diejenige des Spitalpfarrers: „Erlauben Sie, sind Sie vielleicht Geistlicher?" „Nein. Aber ich gedachte es zu werden, war nahe daran, es zu werden . . . Da trat etwas ein — eine unglückselige Sinnesverwirung—"

„Kann es nicht gut gemacht, kann das Versäumte nicht nachgeholt werden?"

„Ich zweifle sehr. Ich habe den Glauben an mich selbst verloren und zugleich auch einen großen Teil meiner ehedem so felsenfesten Vokation."

„Sie müssen mir Ihre Geschichte erzählen. Kommen Sie mit mir nach Hause, bleiben Sie bis morgens mein Gast!"

Durch die ihm abgelegte umständliche Beichte mußte der menschenfreundliche würdige Seelsorger zur Erkenntnis ge-

kommen sein, daß die, wohl infolge der ausgestandenen langen Krankheit geschwächten Charaktereigenschaften, sowie auch der zur Schwermut hinneigende Gemütszustand des blassen jungen Mannes nicht geeignet waren, ihm — wenigstens vorderhand nicht — den Wiedereintritt in ein katholisches Priesterseminar anzuraten. „Und doch möchte ich gerne etwas für Sie tun", sagte er treuherzig. „Sie verrieten mir soeben, daß Sie musikalisch sind und bedeutende Fertigkeit im Violinspiel besitzen. Ich werde mich für Sie verwenden — bei dem mir befreundeten Herrn Direktor der Münsterkapelle, bei Seiner Eminenz dem Erzbischof zur allfälligen Bewilligung einer Stipende. Vielleicht kommen Sie dann im Laufe der Zeit doch wieder auf den Entschluß zurück, geistlich zu werden . . ."

Er bestand die durch den P. Musikdirektor vorgenommene Prüfung sehr gut. Es gelang ihm, sich wieder in Besitz seiner im Seminar zurückgelassenen vortrefflichen Violine, sowie des Kleiderkoffers und der Heimatschriften zu setzen. Ferner fand er provisorische Anstellung beim Theaterorchester. Morgens, bei feierlichen Anlässen, half er im Münster den Gottesdienst verherrlichen, abends sodann am großen Stadttheater mit zunehmender Virtuosität Opernouverturen und Zwischenaktsmusik spielen und in den Zwischenstunden den Musikproben beiwohnen. Die Salarien waren zwar sehr bescheiden, doch reichten sie für ein sparsames, nüchternes Junggesellenleben vollkommen aus.

Musikenthusiast, der er war, hatte er sich mit seiner neuen Lebenslaufbahn so ziemlich ausgesöhnt, brachte sogar in heiterer Gesellschaft ein zufriedenes Lächeln zustande — doch durfte er dabei nicht an seine selige Mutter denken . . . Auch nicht an seine Studienfreunde und Seminargenossen, die nun wohl

alle, vom Volke geehrt und hochgeachtet, die Priesterwürde besaßen. Und er ein Fidler geworden. —

Ungefähr ein Jahr hatte er in Straßburg geweilt, als ihm von seiten des Theaterkapellmeisters der Antrag gemacht wurde, ihm nach Prag zu folgen, wo er eines guten Engagements sicher sei und zugleich die Gelegenheit haben werde, zu seiner musikalischen Ausbildung das dortige berühmte Konservatorium zu besuchen. Letztere Aussicht gab den Ausschlag. Er siedelte nach Böhmens Hauptstadt über. Das Engagement erfolgte wirklich und zwar zu annehmbaren Bedingungen. Auch fand er an der hohen Musikschule vortreffliche Lehrer, deren Unterricht er sich bestens zu Nutzen machte, so daß ihm beim Theaterorchester, wenigstens vorübergehend, die erste Geige anvertraut wurde. Er spielte mit bei Konzerten und anderen außerordentlichen Anlässen.

Anfänglich ging alles gut. Dann aber — —

Zu Straßburg hatte er das Glück gehabt, eine Logis- und Kostgeberin zu besitzen, die sich des lieben, braven, jungen Herrn auf wahrhaftig mütterliche Weise annahm, für seine Leibwäsche und andere kleine Bedürfnisse sorgte, ja sogar darüber wachte, daß seine Auslagen mit den bescheidenen Monatseinnahmen stets im Einklange standen. Sie mußte wahrgenommen haben, wie unerfahren ihr Pensionär in geschäftlichen Dingen war, sozusagen das reinste Kind, und wie schwach und unselbständig sein Charakter, Idealist ohne Lebenserfahrung und hinlängliche, gegen schlimme Einflüsse gewappnete Seelenstärke.

In Prag wurde er veranlaßt, mit anderen Tonkünstlern und Studienbeflissenen gemeinsamen Kosttisch und Herberge zu beziehen; lockere Gesellschaft mit leichtlebigen Sitten und Ge-

pflogenheiten, lustige Gesellen, die zumeist mehr Durst hatten, denn Moneten, und sich nicht scheuten, in Erwartung künftiger Einnahmen vom Wirte sich ankreiden zu lassen — so weit nämlich der persönliche Kredit nur reichen mochte.

Längere Zeit widerstand unser Geiger den schlimmen bösen Beispielen, dann aber fand auch er mehr und mehr Gefallen an den fidelen, feuchtfröhlichen Gesellschaften, am schäumenden Humpen, der ihm auf einige Stunden Vergessenheit brachte und leichtes Gemüt. Und brachte der Morgen Kopf- und Magenbeschwerden — Katzenjammer, so war dieser, so lehrten ihn seine Freunde, ja heilbar. Freilich versäumte er dadurch manche Musikstunde und sogar Orchesterproben, was zur Folge hatte, daß er vom Theaterdirektor ernsthafte Verwarnungen erhielt und schließlich den Abschied. Er suchte und fand Aufnahme bei Vorstadttheatern, freilich mit weit geringerem Gehalte, während seine Gewohnheiten die nämlichen geblieben waren. Stand er vor der Wahl, entweder sich einen notwendigen neuen Anzug zu verschaffen oder den Wirtshausbesuch einzuschränken — nahm er lieber noch eine Weile mit seinem abgetragenen, fadenscheinigen Rocke vorlieb.

Er sank, allen moralischen Auffassungsvermögens bar, immer tiefer, vom Vorstadttheater zum Tingeltangel hinunter. Bis er schließlich, ohne Anstellung und von Existenzmitteln entblößt, sich einer Zigeunerbande anschloß, mit derselben im Lande herumzog, von Kirchweih zu Kirchweih, von Tanzboden zu Tanzboden, in fahrenden Volkes Art von der Hand in den Mund lebend, schlemmend und zechend, dann wieder, wann kein „Spreu" mehr vorhanden, hungernd und frierend und bettelnd von der Polizei von Ort zu Ort gehetzt; ein unruhiges, abenteuerliches Nomadenleben, das nach langen Jahren

seinen Abschluß darin fand, daß der „blasse Geiger", krank geworden und von seiner Bande treulos verlassen, per Schub in seine Heimat spediert wurde. . .

Dies die Erlebnisse des uns in Verpflegung gegebenen bedauernswerten Hardle, wie er sie uns nach und nach, wenn auch nur brockenweise, selbst erzählte oder ergänzungsweise erraten ließ.

Er erholte sich zusehends, er zeigte sich auch für jede ihm dargereichte Erfrischung, zumeist bestehend in frischer nahrhafter Kuhmilch, äußerst dankbar, und begann, sich in unserm Häuschen bald sehr heimisch zu fühlen. Zumeist lag er bis Mittag im lange entbehrten wohligen Bette, um dann nach eingenommener Mahlzeit sich auf die warme Kunstbank auszustrecken und stillvergnügt vor sich hin zu lächeln. Sah er jedoch Leute auf das Haus zukommen, zog er sich eilig in sein Hinterstübchen zurück.

Meine Vroni sagte zu mir: „Ist es nicht auffallend, daß er sich mit keinem Worte um Dorfneuigkeiten kümmert? Obgleich er doch annehmen muß, daß während den langen Jahren seiner Abwesenheit sich vieles, vieles verändert hat. Und mit keiner Silbe seines Bruders Erwähnung tut oder sich nach dem Schicksale der Fanny erkundigt? Fürchtet er sich davor? Oder ist sein Geist, gleich dem Körper, schwach geworden und gleichgültig gegen alles um ihn her, so eine Art kindisch?"

„Mag schon sein, ist sogar sehr wahrscheinlich", erwiderte ich.

Daß der Hardle sich nicht nach seinem Bruder erkundigte — ich war ihm eigentlich dankbar dafür. Denn was hätte ich ihm berichten müssen? Die unerfreulichsten Dinge von der

Welt: Der Bruder des Totschlags angeklagt und immer noch im Untersuchungsgefängnisse sitzend. Immer neue, ergänzende Zeugenverhöre, deren Resultate nur geeignet waren, die bestehenden schweren Verdachtsgründe zu erhärten.

Der Angeklagte leugnete zwar beharrlich, die blutige Tat begangen zu haben; doch ebenso beharrlich verweigerte er, wie man vernahm, auf gewisse auf Vorgänge in jener Nacht bezügliche Fragen jedwede Antwort.

Endlich sollte die Sache vor dem Kriminalgerichte zum Abspruch gelangen. Auch ich war als Zeuge vorgeladen, als höchst überflüssiger, deuchte mich.

Die Tribünen des Gerichtssaales waren von neugierigen Städtern dicht gefüllt, wohl des außerordentlichen Falles, oder noch richtiger gesagt, der Persönlichkeit des Angeklagten wegen. Dieser wurde vorgeführt — wie blaß und abgemagert sah der ehedem so rotmundige, protzige Mann aus; er war kaum mehr zu erkennen.

Der Staatsanwalt verlas die Anklageakten und formulierte in grausam vernichtender Rede seine Anträge — auf schuldig, ohne Milderungsgründe. Und wohl jedermann im Saale hatte das Gefühl: da gibt's kein Entrinnen mehr!

Da erhob sich der Verteidiger des Angeklagten und sprach: „Herr Präsident, meine Herren Kriminalrichter, es ist unnötig, daß ich viele Worte mache . . . Mein Klient ist des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig, kann dasselbe zu der vom Herrn Staatsanwalt zitierten Zeit unmöglich begangen haben. Er ist bereit, sein Alibi zu beweisen. Er ist nämlich in jener Nacht, nach seinem Weggange aus dem Wirtshause bis morgens früh — zu Besuch gewesen — bei der Jungfer Franziska Zillig Wendelins . . . Ich habe die

Entlastungszeugin vorladen lassen. Sie befindet sich im Wartsaale . . ."

„Sie soll", befahl der Vorsitzende nach einigem Räuspern, „hereingerufen werden!"

Die Nähterinfränzeli, wie sie von unseren Dorfleuten genannt wurde, stand bereits in vorgerückten Mädchenjahren und zugleich im Rufe großer Leichtfertigkeit, weshalb, trotz ihrer noch immer wohlerhaltenen und durch künstliche Mittel erhöhten Hübschheit ernsthafte Freier, wenigstens solche nach ihrem wählerischen Geschmacke, sich nicht einstellen wollten. Schon längst war gemunkelt worden von einem verbotenen heimlichen Verhältnisse mit des Altammanns Otto, woraus sich der von der mittellosen Nähterin entfaltete, weit über ihren Stand hinausgehende Putz, sowie der angehängte Schmuck erklären lasse. Freilich, laut hatte niemand davon zu reden gewagt, der reiche Jungbauer war doch ein ebenso gefürchteter, als bei einer Großzahl seiner Mitbürger hoch respektierter Mann . . .

Aller Augen waren auf die in Begleit des Gerichtsweibels in den Saal tretende Franziska Zillig gerichtet.

„Tretet näher!" befahl der Präsident dem bei der Pforte zaghaft stehen gebliebenen Mädchen. „Ihr seid von dem heutigen Angeklagten als Entlastungszeugin angegeben worden... Er sei, wie er sagt, in jener Nacht, da der Totschlag verübt ist, bei Euch gewesen — von ungefähr Mitternacht bis zur zweiten Morgenstunde. Ist das wahr? sprecht! Bedenket aber, daß Ihr Eure Aussage verlangten Falles mit einem Eide beschwören müßt."

Das Geflüster auf der Tribüne war verstummt, im weiten hohen Raum herrschte lautlose Stille, man hätte das Pfeifen eines Mäuschens vernehmen können.

Die Zeugin aber schwieg noch immer, ward abwechselnd rot und blaß. Begreiflich. Ein Wort von ihr genügte die Freisprechung des Angeklagten zu bewirken. Doch mit welchem Opfer! Ihre eigene Schand' gestehen, das sündhafte Verhältnis mit einem Ehemann . . .

„Nun wird's bald?" drängte der Präsident in ungeduldigem strengen Tone. Und der Angeklagte rief mit vor Aufregung bebender Stimme: „Fränzeli red', sprich die Wahrheit, ich beschwöre dich."

Und endlich kam es über des Mädchens Lippen: „Ja, — Herr Präsident — 's ist wahr — er ist zu besagter Zeit bei mir gewesen."

Eine Stunde später wurde vom Kriminalgerichtshofe das „Nichtschuldig" ausgesprochen; doch ohne Entschädigung für die ausgestandene lange Untersuchungshaft, weil der Angeklagte zu seiner Verhaftung in mehrfacher Beziehung Anlaß gegeben und nichts getan habe, um die Anklage zu entkräften . . .

Meine Frau erzählte mir nach meiner Nachhausekunft: „Ein Zeitungsblatt lag dort auf deinem Schreibtisch. Der Hardle guckte hinein — das erste mal seit seinem Hiersein, daß er sich um Zeitungsneuigkeiten kümmerte — las und las und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, wendete sich fragend an mich und tat dabei die Augen weit auf: „Mein Bruder — vor Kriminalgericht —?" Und auf mein bejahendes Kopfnicken schritt er gedankenvoll die Stube auf und ab, sagte jedoch kein Wort weiter."

XXII.

Der Großbauer, Altammanns Otto genannt, war nach monatelanger Abwesenheit zu den Seinen zurückgekehrt. Seine

zu Bette liegende Frau soll ihn mit den Worten begrüßt haben: „Gut, daß du wieder da bist, kannst über kurzem dir eine andere nehmen, mit mir geht's zu End'." Sie hatte das schon so oftmals gesagt — wer konnte noch daran glauben?

Ihr Gatte war nach Hause zurückgekehrt, doch ohne vor den Leuten sich sehen zu lassen. Ebenso die Nähterin nicht. Plötzlich vernahm man, das arg verschrieene Mädchen sei bei Nacht und Nebel verduftet, nach Amerika abgereist und zwar mit einer schweren Summe Geldes versehen. „Wer sie damit ausgestattet hat — man braucht nicht zu fragen!" hieß es.

Der Großbauer war von dem Kriminalgericht freigesprochen worden; bei der Großzahl seiner Mitbürger aber blieb er gerichtet; selbst seine ehemaligen Freunde äußerten sich verachtungsvoll: „Sein Alter*) hatte auch seine großen Fehler, war reizbaren, stolzen Gemüts, ist aber allezeit ein braver, treuer Ehemann gewesen, o ja!"

Zugleich hörte man vielfach die Frage aufwerfen: „Wer mag denn eigentlich den Totschlag begangen haben?" Die Beantwortung derselben erfolgte eher, als man vermutet hatte. Bei der Aufrichtung eines neuen Hauses im sogenannten „Forst" fiel der Zimmermanndolf, ein stattlicher, junger Mann, so unglücklich vom hohen schwanken Baugerüste herunter, daß der herbeigerufene Arzt erklärte: „Ein Rückenmarkbruch, nebst anderen lebensgefährlichen Verletzungen mehr."

Vor seinem Tode legte der Verunglückte die Beichte ab: „Ich war es, der den jungen Küfer geschlagen — aus Eifersucht — aus Zorn darüber, daß er mir mein geliebtes Mädchen abtrünnig gemacht . . . Und mich dazu noch hochmütig ausgelacht . . . Gott sei meiner Seele gnädig."

*) Vater.

Mit der Zeit wurde der erwähnten tragischen Vorfälle immer seltener Erwähnung getan. Andere Begebenheiten, wie Hochzeiten, Geburten und Liebschaften nahmen das Interesse der Dorfbewohner wieder in gewohnter Weise in Anspruch; und die Fastnacht, der in Aussicht genommene Fastnachtsball. Unser Emmeli — ich muß hier einschalten, daß unsere Pflegetochter inzwischen ihre Lehrzeit als Schneiderin beendigt und in unserem Hause zu „meisterieren" angefangen hatte; und zu einem überaus hübschen Mädchen aufgeblüht war; zum hübschesten im ganzen Dorfe, sagten die Schmeichler.

Und schon kamen Burschen ins Haus, angeblich um sich von mir rasieren oder das Haar schneiden zu lassen, in Wirklichkeit aber, wie leicht zu merken, um sich bei der jungen Schneiderin angenehm zu machen. Einer derselben, Schreinerlix genannt, erkühnte sich sogar, die Emmeli zur Fastnacht zu laden. Sie errötete freudig verschämt, war jedoch verständig genug, unsere Einwilligung vorzubehalten. Ich für meinen Teil war schwach genug, Ja zu sagen. Meine Vroni dagegen protestierte energisch: „Wie, ein solch blutjung Wesen, noch nicht achtzehn Jahre alt, an den Fastnachtstanz gehen? Alle Leut' würden sich darüber aufhalten, ich möchts nicht mit anhören, was der Pfarrherr dazu sagen wird?"

Dabei hatte es sein Bewenden. Das Mädchen fügte sich gutwillig und hütete sich wohl, Unzufriedenheit an den Tag zu legen, sang und tirilierte vielmehr am Nähtischchen nach wie vor mit unserem Distelfink im Käfig um die Wette.

Und eines Tages ging der schweigsame Hardle seinen „Schatz", nämlich die aus seinem musikalischen Vagabundenleben gerettete Geige herbeiholen und stimmte dieselbe und begann darauf zu spielen. Ach, das klang so wundersam, tat

man die Augen schließen, glaubte man Engelstimmen singen zu hören — ein Geigenkünstler fürwahr! Emmeli wagte vor Entzücken nicht mehr zu atmen, der junge Wagner droben ließ, um besser lauschen zu können, die Arbeit ruhen und meine Vroni kam von der Küche her eiligst hereingerannt. Und — ein vom Böhlwege herunterkommendes, sehr sauber gekleidetes junges Mädchen blieb vor dem Hause ebenfalls andächtig lauschend stehen; meine Frau ging hinaus, nahm den schüchternen Backfisch bei der Hand und führte die sich leicht Sträubende zu uns herein in die Stube und stellte sie unserm Kostgänger vor mit den Worten: „Seht Euch dies Gesichtchen an — wem gleicht's?"

Das Mädchen schlug die Augen verschämt nieder; Hardle aber tat die seinigen weit, weit auf und sagte bewegt: „Meiner Mutter!"

„Nicht wahr, auf's Haar?"

Sie reichten sich die Hände. Hardle zog seine Nichte näher an sich, küßte sie auf die Stirne. — Wie heißt du?" fragte er.

„Helen' . . ."

„Und deine Mutter?"

„Fanny."

„So—o?" rief der Geiger gedehnt und murmelte: „Dacht' ich doch — dacht' ich's doch, daß es diesen Austrag genommen haben mochte, hm, hm", und fuhr, wie um unangenehme Erinnerungen zu verscheuchen, mit der schlanken, feinen Hand sich mehrmals über die gefurchte Stirne.

„Ade, Onkel!" sagte Helen', sich zum Gehen anschickend. Jener aber versetzte freundlich: „Nein, bleib noch ein Weilchen, liebes Kind, ich werde dir noch einiges spielen."

Und er spielte eine vierstimmige melancholische Volksweise mit so viel Kunst, Ausdruck und Gefühl, daß das junge Mädchen dastand wie entzückt. Hierauf folgten hinreißende ungarische Tänze — ei, wie das in den Saiten wild jubelte und jauchzte; dann brach das Spiel mit einem rauhen Akkorde plötzlich ab . . .

Meine Frau erzählte mir:

Als ich Helen' hinausbegleitete, zog es das Geldbeutelchen, in welchem es sein Taschengeld aufbewahrte, gab mir ein Zweifrankenstück, damit ich daraus dem guten, armen Onkel eine Flasche Wein kaufen solle. — Das gute Herz seiner seligen Großmutter. „Du kommst doch wieder?" fragte ich. Worauf die Antwort folgte:

„Ach ja, gern, wenn ich darf. Will meine Mutter fragen . . . Sie ist arg krank. Kann oftmals keinen Atem mehr finden und hüstelt in einem fort."

Ich hatte erwartet, Hardle werde uns über das eheliche Leben seines Bruders, namentlich über dessen Frau, seine ehemalige schöne Base („Belladonna") befragen. Doch geschah dies mit keiner Silbe. Wohl aber blieb er den ganzen Rest des Nachmittags in tiefe, düstere Gedanken versunken und zog sich, ohne die Abendsuppe berührt zu haben, frühzeitiger denn sonst auf sein Kämmerchen zurück. — Eine seltsame, verschlossene Natur, dachte ich; er ist und bleibt mir ein Rätsel.

Die Vroni aber rief, nach dem Hinterstübchen deutend: „Horch, er geigt!"

Es war eine tieftraurige Melodie, die er leise spielte; dazu sang er mit bebender Stimme:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß

— — — — — — — — — —

Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Weiter war zu verstehen:

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden . . .

„Ach, der Arme, Unglückliche!“ seufzte meine Vroni mitleidsvoll.

Helene kam wieder. Und zwar niemals, ohne ihrem armen Onkel ein kleines Geschenk mitzubringen, zumeist Naschwerk, oder auch ein Blumensträußchen.

„Gott segne dich, mein liebes Kind!“ pflegte der Geiger gerührt zu sagen.

Einmal sah ich das zierliche junge Mädchen in Begleitung seines um etwa zwei Jahre jüngeren Bruders den Kirchweg heraufkommen.

„Komm' mit zu Onkel!“ sagte es freundlich, beinahe zärtlich. „Er wird dir was Kunstvolles vorgeigen.“ — Der rotbackige dicke Junge aber versetzte trotzig: „Nein, mag nicht, mag den Vagabund nicht sehen!“

Das hat er von seinem Vater, dachte ich; scheint auch sein protziges Wesen geerbt zu haben schon von früher Jugend auf.

Von jenem, dem einer großen Zurückgezogenheit sich befleißenden Großbauern, vernahm man, daß er sein Gut verpachtet habe. Einige wollten sogar wissen, er habe Haus und Liegenschaften an einen Ennetberger Bauer verkauft und gedenke mit seiner Familie fortzuziehen, in eine Stadt, um der Erziehung seiner Kinder willen . . .

„Da tut er recht“, meinten viele Leute, „denn die Achtung, die er hier genießt, ist nicht mehr groß. Soll nur gehen!“

In der Tat wurde der Kauf öffentlich publiziert. Man suchte eifrig über die Persönlichkeit und Familienverhältnisse des Käufers Erkundigungen einzuziehen. Die Bauern riefen ärgerlich: „Wieder ein Protestant ins Dorf zu dem Dutzend, so wir schon haben! Hätt' der Otti das nicht anders machen können? O gewiß, denn was frägt der noch der Religion nach!“

Alle Vorbereitungen waren getroffen, um den Wegzug der Großbauernfamilie möglichst zu beschleunigen.

Doch wurde der am meisten drängenden Frau Fanny von der Vorsehung ein anderes Reiseziel angewiesen. Lungenblutungen traten ein. Und eines Abends benachrichtigte ich unsern Kostgänger: „Ihr seid tief ins Leid gekommen, Hardle!“

„Ich? Wieso?“

„Morgens wird man Eure Schwägerin begraben.“

„Die — Fanny?“

„Ja.“

Die Nachricht schien den sonst gegen die äußere Welt höchst gleichgültigen Geigenkünstler in nicht geringe Aufregung zu versetzen. Unruhig rutschte er auf der warmen Ofenbank hin und her.

„Wollt Ihr nicht auch mit zur Leich' gehen, Hardle?“

„Nein“, klang es schier rauh. „Die Witterung ist mir zu kalt.“

Auch diesmal zog er sich ungewöhnlich früh in sein Schlafkämmerchen zurück. Und als ihm meine Frau das Abendessen brachte — „Er lehnte es ab“, kam sie mir be-

richten. „Er sitzt auf seinem Bette mit gefalteten Händen; ich glaube, er tut beten."

Des folgenden Tages zeigte sich bei ihm ein kurzer Schwindelanfall, der sich in der Folge, in gewissen Zwischenpausen, wiederholte. Wir machten, aufrichtig besorgt, den Vorschlag: „Soll der Doktor gerufen werden, Hardle?"

Er lehnte es mit entschiedener Handgebärde ab. „Wird schon wieder bessern!" meinte er.

Das frohe Weihnachtsfest rückte heran, die hl. Nacht. Meine Vroni erkühnte sich, unsern Kostgänger in liebreichem Tone anzufragen: „Wollt ihr nicht auch in die Mitternachtsmesse gehen, Hardle? Die Nacht ist so mondhell und schön. Ich werde Glühwein bereiten und mein Mann wird Euch seinen Mantel leihen."

Nach einigem Besinnen erfolgte die Antwort: „Nun denn, wenn Sie's wünschen, ja! Bin ich doch", fügte er melancholisch lächelnd hinzu, „beinahe ein Heide geworden — ich, der einstige Priesteramtskandidat!"

Ich führte ihn, um Aufsehen zu vermeiden, in die hinterste, matt erleuchtete Männerbank. Das feierliche Hochamt begann. Mich befremdete es keineswegs, daß mein Gefährte gleich nach der Wandlung sich niedersetzte. Doch als die Kirche aus war und jedermann das Gotteshaus verließ — da saß er, das ergraute Haupt tief herniedergebeugt . . . und war nicht mehr aufzuwecken. Ich rief den Siegrist und einige noch zurückgebliebene fromme Frauen zu Hilfe. Bespritzung mit Weihwasser, die Anwendung von starken Tropfen — Frottierungen — alle Wiederbelebungsversuche erwiesen sich als fruchtlos; desgleichen die Anstrengungen des herbeigeholten Doktors. „Tot", erklärte derselbe, „an Hirnschlag gestorben."

*   *
*

Hardle kam auf dem Friedhofe an Seite der Fanny zu ruhen. Von seinen zahlreichen angesehenen Anverwandten gab ihm einzig jung' Helen' das letzte Geleite und vergoß dabei zahlreiche Wehmutstränen.

Ihrem nun in der Stadt X. wohnenden Vater sollte nun nach dem Ableben seines Bruders das von demselben zurückgelassene, einige Tausend Franken betragende mütterliche Erbe zufallen. Doch gab er durch seinen Prokurator die stolze Erklärung ab: „Ich rühr' es nicht an, soll in den Armenfonds getan werden."

Ich sprach den Armengutsverwalter, als er mir den Rest Kostgeld auszahlte, an: „Einen Grabstein — wollt Ihr aus dem Erbe dem sel. Hardle nicht auch einen anständigen Grabstein setzen lassen?" erhielt jedoch den abweisenden näselnden Bescheid: „Nichts da von Grabstein, für einen solchen — für einen solchen Nichtsnutz tut's ein hölzernes Kreuzlein auch!"

Da rief meine Frau entrüstet aus: „Einen Grabstein soll er doch erhalten, wir zahlen ihn aus eigener Tasche, wir!"

XXIII.

Zehn Jahre später.

In unserm Familienleben hatten dieselben eine sehr wesentliche Veränderung gebracht.

Unser Emmeli hatte lange Jahre nicht nur als die tüchtigste Schneiderin, sondern auch als das weitaus hübscheste Mädchen der ganzen Kirchgemeinde gegolten; und so brav und verständig war es, und uns Pflegeeltern zugetan mit eigentlicher rührender Kindesliebe. Hinwiederum gab es Zeiten, da wir uns ernsthaft fragen mußten: Ist sie denn nicht unsere leibliche Tochter!

An Freiern hatte es ihr nimmer gefehlt. Junge Handwerker, bessere Taglöhnerssöhne, Fabrikarbeiter, ja sogar angesehene Mittelbauernsöhne fanden sich in unserer Kiltstube ein; oder kamen nachts an des Mädchens Kammerfensterchen pochen, so daß meine Vroni in letzterer Hinsicht genug zu überwachen und zu kümmern hatte.

Schließlich gab die Vielumworbene einem nicht mehr ganz jungen aber „sauberen" Burschen, Jörgs Kari genannt, der in der mechanischen Werkstatt des nahen Städtchens die Stelle des Vorarbeiters versah und von dem man wußte, daß er bereits eine hübsche Summe Geldes zurückgelegt hatte, den Vorzug. Und wir „Eltern" konnten nicht anders als die Wahl billigen, schon des Umstandes wegen, daß der Erkorene einen friedliebenden und gemessenen Charakter besaß und sich eines nüchternen Lebenswandels befliß.

Meine Vroni sagte: „Die Trennung von dem lieben guten Mädchen wird mir sehr schwer fallen, ich darf nicht dran denken! Und schon mehrmals ist mir der Gedanke gekommen: Wie wär's, wenn wir den Mann ins Haus nehmen würden? Des Tages über, sechs Tage in der Woche ist er ja abwesend . . . Aber du sollst den Entscheid geben, Pauli, du!"

Ich willigte sofort ein, war doch der Vorschlag mir völlig aus dem Herzen gesprochen, da ich die erheiternde, angenehme Gesellschaft Emmelis ebensowenig hätte missen mögen.

Friede und Eintracht herrschte in unserm Hause für und für. Und da nach etwa Jahresfrist auf dem Dache der Storch klapperte — hatte meine Vroni endlich ein Kind, das sie warten und welches sie nach Herzenslust abküssen konnte. So weit sie nämlich hierzu Zeit finden konnte. Denn wir hatten im nahen „Hard" eine ziemlich große, wohlabträgliche

Graswiese käuflich erworben, im Stalle standen zwei Kühe und im Anbau desselben grunzten zwei Borstentiere. Das gab Arbeit vollauf, zur guten Jahreszeit von früh bis spät. Und meine Vroni nahm freiwillig den Löwenanteil auf sich. Auch schienen die Mühen ihr gar nicht zu schaden; vielmehr war sie dabei zu einer ansehnlichen Rundlichkeit gediehen und die Gesundheit selbst.

Wir hatten einen neuen Nachbar erhalten, Grits Verri genannt; ein modisch gekleideter, zierlicher, junger Mann, der als Schneidergeselle weit in der Welt herumgekommen war, bis ein Brustübel — wohl die Folge der sitzenden Lebensweise — sowie der Rat des Arztes ihn veranlaßte, einige Zeit nach Hause, in die frische Landluft zurückzukehren. Betreffend Intelligenz und Beobachtungsvermögen stand er weit über dem Niveau gewöhnlicher junger Handwerksleute, hatte viel gelernt und viel gesehen und zwar mit offenen Augen. Kam jeden Tag oder doch jeden Abend zu uns herüber, um die Zeitung oder in meinen Büchern zu lesen, und von seinen Erlebnissen in der Fremde zu erzählen. Er verstand mit seinem fremdländischen Akzent so anmutig zu erzählen und bei gewissen Stellen so fein zu lächeln und ergötzlich zu kichern — es war ein Genuß, dem jungen Kleiderkünstler zuzuhören.

Besonders eine dieser Geschichten ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben; sie hatte sich in einer sächsischen Provinzialstadt zugetragen, wo der Vereli, vor seiner Erkrankung, in einem Konfektionsgeschäfte als Zuschneider in Kondition gestanden. „Der Schütz war ein quecksilbernes Männchen, das nur den Fehler besaß, sich dann und wann, zum großen Verdrusse seiner häuslich gesinnten Frau, zu „beknillen". Eines Samstagabends — wir Gehilfen waren überhäufter Arbeit

wegen genötigt zu kilten, da trug sich folgendes zu: Im ersten Stock unseres Hauses wohnte der Rektor des städtischen Gymnasiums. Die Studenten warfen ihm übertriebene Strenge vor, und infolge einer soeben verübten „Maßregelung" beschlossen sie, sich nach Art der Universitätler an ihm zu rächen. Kamen um die neunte Abendstunde mit allerhand Lärminstrumenten vor das Haus gezogen. Es war eine förmliche, abscheuliche Katzenmusik, die da aufgeführt wurde. Wir Arbeiter eilten von Neugierde getrieben aus unserer Butik in das ebenfalls im Erdgeschosse sich befindliche Verkaufslokal hinüber. Dort stand ganz verschüchtert die junge Ladenmamsell; dort war unser Schütz, der wiederum zu tief ins Glas geschaut hatte, auf einem Stuhle tief eingeduselt. Als das Höllenkonzert endlich verstummte, ließ sich vom Balkon des Hauses die tiefe mächtige Stimme des Herrn Professors vernehmen: „Meine lieben jungen Freunde! Sie waren so freundlich, mir ein Ständchen zu bringen . . . Empfangen Sie für die unverdiente zarte Aufmerksamkeit meinen herzlichen Dank . . . Bloß sind einige Begleitinstrumente, wie mich däuchte, etwas vorlaut gewesen, haben stellenweise zu frühe eingesetzt . . . Gleichwohl — empfangen Sie nochmals meinen Dank . . . Und — gehen Sie ins „Krokodil" auf meine Rechnung einige Fäßchen Pilsener trinken . . ."

So etwas hatte niemand erwartet. Das war ja die reinste Ironie. Die Studenten senkten beschämt oder ratlos die Köpfe. Die sie umgebende neugierige Menge lachte. Damit war jedoch der Spaß noch nicht zu Ende. Der Lärm auf der Straße hatte schließlich unsern „Spitz" aus dem Schlummer geweckt. „Was ist denn los?" fragte er, sich die Augen ausreibend. Einer der Gesellen, der mutwilligste von

uns allen, sagte: „Ei, man hat Ihnen ein Ständchen gebracht — das heißt Ihrem vornehmen Geschäft.“ — „So-o?“ rief das Männchen ebenso stolz als erfreut, und zwirbelte vor die Tür hinaus und begann folgende Rede: „Ihr tut meinem Geschäft viel Ehr an — viel Ehr . . . Doch glaub' ich dasselbe — dasselbe zu verdienen. Wohl nirgends —“

„Was kräht dort der Schneider?“ hörte man Stimmen ausrufen. „Ist er verrückt?“ Jener aber fuhr mutig fort: „Komplete Anzüge in Cheviot oder Kammgarn — aufs modischste gearbeitet — zu bloß zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden — Halbtuch — Halbtüchene noch weit billiger.“ Die Menge lachte und meckerte spöttisch und zerstreute sich. Auch die Studenten, die mit ihrer Katzenmusik völlig Fiasko gemacht hatten, zogen beschämt ab. Unser Schütz aber, immer noch im Glauben, die öffentliche Kundgebung habe ihm gegolten, fühlte sich so glücklich, daß er uns Gesellen, nachdem wir darauf angespielt hatten, ein Fässel Weißbier bewilligte. Er selbst mußte in jener Nacht, zum unendlichen Ärger seiner bösen Alten, vom Hausknechte des „Löwen“ nach Hause geschafft werden, und hatte an seinem schrecklichen Kater drei volle Tage zu pflastern, hihihi! . . .“

Der junge Kleiderkünstler machte uns auch mit seinem Herzensgeheimnisse bekannt: Er besaß in Sachsen ein liebes Bräutchen und wartete bloß die Wiederherstellung seiner Gesundheit ab, um zu ihr zurückzukehren und zu heiraten.

„Der arme Veri!“ meinte meine Vroni, als jener sich wieder nach Hause begeben hatte. „Hat den Tod im Herzen, man muß nur sein trockenes Hüsteln hören und die bleichen Lippen sehen, die eingefallenen Backen und die schwärzlichen Ringe um die Augen — das ist die Schwindsucht, so

hat's mein seliger Bruder, der Buchdrucker gewesen, gehabt, genau so!"

Sie, die Gute, ahnte nicht, daß ihre eigenen Lebenstage ebenfalls gezählt waren.

Ich mag die Krankheit nicht beschreiben. Es war die Krankheit, die schon unzählige Frauen im besten kräftigsten Alter innert wenigen Monaten dahingerafft hat. Ich flehte den Himmel um Erbarmen an; ich bat zum lieben Herrgotte: Ich und meine Frau haben während fünfundzwanzig Jahren so freudsam zusammengelebt — ich flehe dich an, laß sie mir, laß lieber mich zuvor sterben! Denn was sollte ich ohne mein sorgliches, unübertreffliches Frauchen anfangen? Es half nichts.

Der in unserer Nähe wohnende Maurerchristen und seine Resi führten seit Jahrzehnten zusammen ein ehelich Leben wie Hund und Katze, alle Tage Zank und Streit — und mußten, wohl als Strafe dafür, bei einander bleiben. Selbst als die Frau vom schlimmen Nervenfieber ergriffen wurde — kam sie davon. Meine brave Vroni dagegen —

Am Morgen des Konraditages trug man sie zu Grabe. Unsere Emmy weinte gleich einem verlassenen, hilflosen Kind; auch ihr Mann mußte sich stetsfort die Augen wischen. Während mir, dem vor Schmerz Halbbetäubten, Fassungslosen die lindernden Tränen versagt waren.

Ich glaubte mich in mein Witwertum nicht schicken zu können. Ich mußte es mit der Zeit doch. Emmy bot alles auf, um mir die Mutter nach Möglichkeit zu ersetzen. Sie gab den damals auf dem Lande noch wenig lohnenden Schneiderinberuf gänzlich auf, lernte das Melken, Viehfüttern und das „Draußenschaffen", schonte dabei weder ihren hübschen Teint, noch ihre zarten, schlanken Fingerchen.

Das übrige tat die alle Herzenswunden vernarben machende Zeit, sowie meine sich mehrenden mannigfachen Berufspflichten. Seit Errichtung einer Seidenbandfabrik in unmittelbarer Nähe des Dorfes hatte der lokale Postverkehr in sehr erheblichem Maße zugenommen. Nun täglich zweimaliger Bestelldienst, und ich, als Postablagehalter und Briefträger in einer Person, mußte mich schon sputen. Vermehrte Mühe, dafür aber auch vermehrtes Gehalt, ich ließ mir das gerne gefallen. Dazu der Nachtwächter- und Dorfbotendienst — gut, daß letzterer mit dem Brieftragen sich bequem verbinden ließ. Das Rasieren und Haarschneiden gab ich freilich auf, desgleichen das Lohnschreiben von Liebesbriefen etc., überließ das andern jüngeren Kräften und Talenten.

Es gab Mütter heiratsfähiger Töchter, sogar solche aus wohlhablichen Häusern, die mir es nahe legen zu müssen glaubten: „Pauli, du bist noch in kräftigem Mannesalter, hast dein sehr gutes Auskommen; und keine Kinder — du solltest dich wieder verheiraten, Pauli! Wirst doch deine schöne Sach' nicht lachenden Erben überlassen wollen . . .“

Ich schüttelte ablehnend den Kopf. Ich würde eine nochmalige Heirat, die ja gar nicht notwendig war, da die Emmy alles tat, um mir das Leben so angenehm als möglich zu machen, als eine arge Versündigung gegen meine unvergeßliche liebe Vroni ansehen müssen.

So oft ich in spätnächtlicher Stunde, auf meinem Rundgange durch das Dorf, bei dem stillen Friedhofe anlangte, zog es mich unwiderstehlich hinein, zu dem Grabhügel meiner Seligen, um an demselben ein kurz andächtig Gebet zu verrichten; dann war mir oft, als umschwebe mich ein unsichtbarer Engel und flüstere mir leise ins Herz himmlische Trostesworte.

Jahre kamen und gingen.

Sie brachten unserm Dorfe neue Häuser oder Verschönerungen an denselben; ein neues Schulhaus nebst einem zweiten Lehrer, neue Staats- und Gemeindesteuern, eine Blechmusik nebst einem „Theaterklub“, eine neue zumeist von der Arbeiterklasse besuchte Schenke, „zum Rebstöckle“ genannt; sogar einen „Grütliverein“, sowie eine von demselben beeinflußte Gemeindebehörde. Neue kostspielige Moden und Kleidertrachten . . .

Die älteren Leute sprachen sich über diese verschiedenen Neuerungen mißvergnügt aus mit dem Beifügen: „Gut, daß man's nicht lange mehr mitansehen muß!“

Ich selbst, der „Nachtwächterpauli“, durfte mich füglich ebenfalls mit meinen fünfundsechzig Jahren zu den Alten zählen. Eine junge Generation war erstanden; einen Teil derselben vermochte ich nur noch den ererbten Familiengesichtszügen nach notdürftig heimzuweisen, die hoffnungsvolle Schuljugend war mir, wie wohl den meisten meiner Altersgenossen, vollständig fremd geworden.

Auch begannen sich allerhand körperliche Gebrechen bei mir einzustellen. Rheumatismen, die trotz aller angewendeten Heilmittel sich namentlich in meinen Gehwerkzeugen fühlbar machten und mir oftmals arge Schmerzen bereiteten. Sodann die zunehmende, den Verkehr mit den Leuten erschwerende Schwerhörigkeit, ein Erbteil meiner seligen Großmutter, die in ihren letzten Lebensjahren vollständig taub gewesen war.

Dies alles veranlaßte mich, meine sämtlichen, während mehr denn vier Dezennien bekleideten Amtsstellen niederzulegen.

Zugleich schloß ich mit Emmy und ihrem Ehemann ein Leibverding ab, d. h. ich verschrieb ihnen, da ich nahe Bluts-

verwandte nicht besaß, mein sämtliches Vermögen an Liegendem und Fahrendem zu Eigentum; wogegen jene die Verpflichtung übernahmen, mich für den Rest meiner Tage auf anständige Weise zu verpflegen, sowie nach meinem Absterben einige kleine Legate zu wohltätigen Zwecken auszurichten.

Und ich habe diesen Schritt bis zur Stunde noch niemals zu bereuen gehabt, o nein!

So lebe ich nun als kleiner Rentner in aller Ruhe und — soweit das leidige Rheuma es zuläßt — Behaglichkeit. Emmys vortreffliche Pflege, das tägliche Schlückchen Wein, meine Bücher und Zeitungen, meine Knasterpfeife, die mein Fenstersims belagernden Tauben und Spatzen, sowie die beiden muntern „Großkinder" — wie sollte ich da Langeweile verspüren können? Schließlich kam mir sogar der Einfall, nach dem Vorbilde berühmter Männer und so gut ichs nämlich vermag, meine Memoiren zu schreiben — Denkwürdigkeiten eines Nachtwächters — ist das nicht drollig und kühn zugleich?

